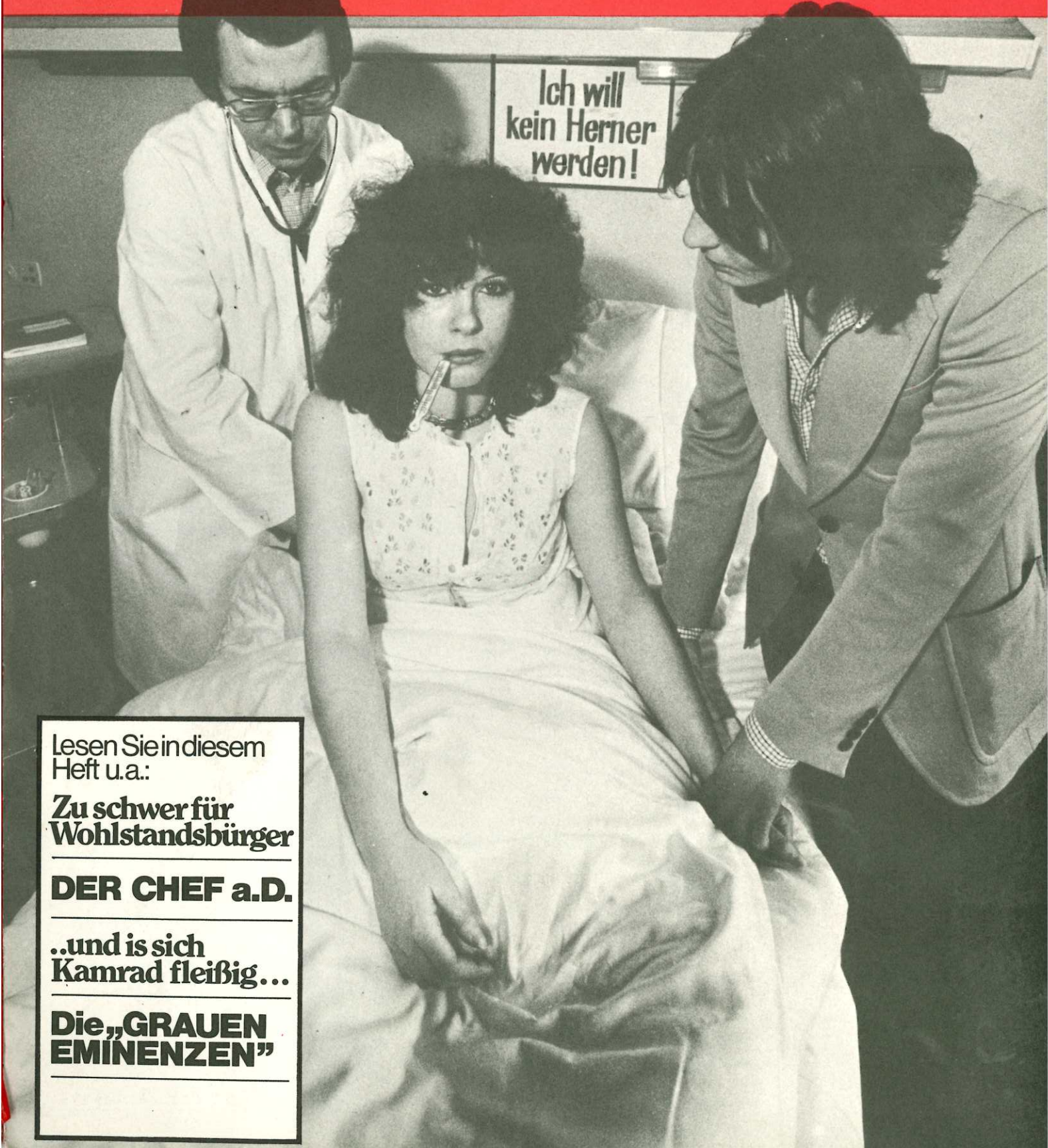




1-74

# Unsere Stadt



Lesen Sie in diesem  
Heft u.a.:

**Zu schwer für  
Wohlstandsbürger**

**DER CHEF a.D.**

**..und is sich  
Kamrad fleißig...**

**Die „GRAUEN  
EMINENZEN“**



## UNSERE STADT

Illustrierte für die Bürger der Städte  
Herne und Wanne-Eickel  
Herausgegeben von den Oberstadt-  
direktoren durch das Presseamt der  
Stadt Herne.

*„Unsere Stadt“ erscheint in einer Auf-  
lage von 20 000 Exemplaren und wird  
kostenlos verteilt.*

*Die meisten der Autoren sind Journa-  
listen bei den in Herne und Wanne-  
Eickel erscheinenden Tageszeitungen.  
Ihre Meinung deckt sich nicht in je-  
dem Fall mit der Meinung der Heraus-  
geber und der Redaktion.*

## REDAKTION

Manfred Gutzmer und Erwin Roloff

Verantwortlich für den gesamten  
Inhalt: Manfred Gutzmer

Anschrift der Redaktion:  
469 Herne, Rathaus  
Friedrich-Ebert-Platz 2  
Presseamt der Stadt Herne  
Telefon: (0 23 23) 59 54 25

## MITARBEITER

Heide Amthor-Zeppenfeld, Heinz Koch,  
Heinz Kurtzbach, Richard Loesch, Kurt  
Schiksnus, Michael Thiele, Wolfgang  
Verstege, Dieter K. Widera.

## FOTOS

Jochen Lütkehaus, Walther Müller,  
Jürgen Pecek, Klaus Schmidberg,  
Friedhelm Wessel, Peter Wienholt,  
Wilhelm Zehrt, Privataarchiv Veith,  
Bildarchiv der Stadt Herne, Stadt-  
archiv und Presseamt der Stadt Wanne-  
Eickel, Helmut Nagengast

## GRAFISCHE GESTALTUNG

Wilhelm Zehrt  
4690 Herne, Otto-Hue-Straße  
Telefon (0 23 23) 5 35 13

## HERSTELLUNG

Druckerei der Stadt Herne

# Aus dem Inhalt:

*Heide Anthor-Zeppenfeld*  
**Forum 7 - der kleine Mann  
im Kranken-Ohr**

Fotos: Schmidberg/Wessel/Lütkehaus

---

*Heinz Koch*  
**Zu schwer für Wohlstandsbürger?  
Reck und Barren begeistern nur  
noch auf der Mattscheibe**

---

*Manfred Gutzmer*  
**Wo schon des Kaisers Kanzler  
kurte  
Die Kinderkurheime unserer  
Stadt**

---

*Michael Thiele*  
**Der Chef a. D.  
Ein Ostendorfporträt aus  
drei Blickwinkeln**  
Fotos: Jürgen Pecek

---

*H. Kurtzbach/W. Verstege*  
**Opposition: Gibt's die?  
Zwei Journalisten versuchen  
sich an einer Antwort**

---

*Dieter K. Widera*  
**„Ich habe im Leben nicht oft  
auf der Sonnenseite gestanden“  
Aus Briefen an zwei Oberbürger-  
meister**

---

*Wilhelm Zehrt*  
**Hauptbahnhof Wanne-Eickel  
Fotoreportage**

---

*Kurt Schiknus*  
**Die „grauen Eminenzen“  
Wer verwaltet die Verwaltung?  
Fotos: Helmut Nagengast**

---

*Manfred Gutzmer*  
**„Alles Gute kommt wieder“  
Wanne anno dazumal**

---

*R. Loesch / W. Kurtzbach*  
**Steuerrecht und Gerstenbräu  
NWB und Hülsmann - es muß  
nicht immer Kohle sein**  
Fotos: Wienholt/Müller

---

*Heinz Kurtzbach*  
**Poeten hinter Aktenböcken  
Von einem Dichter und einem,  
der dichtet**  
Fotos: Jürgen Pecek



# In eigener Sache

Vielleicht erinnern Sie sich noch an die erste Ausgabe der Herne/Wanne-Eickeler Bürgerillustrierten? Der Umschlag zeigte vorn einen Flirt und deutete hinten bereits fortgeschrittene Liebesbeziehungen an - symbolisch für die Kontaktentwicklung der beiden Städte Herne und Wanne-Eickel. Inzwischen ist reichlich Wasser (und auch Abwasser) die Emscher hinuntergeflossen. Das Verlöbnis hatte seine erste Krise, aber auch seine erste Versöhnung; das eine sehr lautstark, das andere leise und beschaulich. Da lag der Gedanke nahe, beides - die Krise und ihr verlöbnisrettendes Ende - auf den Umschlagseiten dieser Ausgabe „Unsere Stadt“ darzustellen; mit derselben süßen Kleinen (leicht als Wanne-Eickel erkennbar) und demselben smarten Knaben (Herne also). Die Fotos hatten wir ursprünglich im Herner Josefshospital machen wollen, aber der geistliche Herr des Hauses hatte Bedenken, und so baten wir im Marienhospital um Verständnis. Mit Erfolg, wie man sieht. Selbst der Arzt ist echt, der sich da mit Stethoskop am Kassendreieck der Patientin Wanne-Eickel zu schaffen macht. Den aufgeregten 20 000fachen Bürgerwillen will er angeblich nicht gehört haben - im Gegensatz offenbar zum besorgten händchenhaltenden Herrn Herne. - Zum Inhalt der ersten Ausgabe „Unsere Stadt“ hat die Redaktion viel Zustimmung gehört, aber auch gehörig „Kattun“ gekriegt. Die Herner CDU zum Beispiel nannte das Blatt eine „trotzlose Vorstellung“, in der die Stadtverwaltungen „Personenkult“ betreiben, statt aktuell zu informieren. Gemeint waren offenbar unsere Amtsleiter-Porträts; zuletzt die Stadtplaner Leyh und Müller. Die beiden jedoch beschwerten sich ebenfalls: der Bericht, sagten sie, sei allenfalls geeignet, sie zu diskriminieren. Wir versuchen es trotzdem wieder; diesmal mit einer Beschreibung der beiden Männer, die in Herne und Wanne die Verwaltung verwalten und organisieren, Walter Krummrey und Oswald Distelrath. Autor

des Doppelporträts ist der Herner Rundschau-Redaktionsleiter Kurt Schiksnus. Und unseren Opponenten in der Opposition versuchen wir dadurch gerecht zu werden, daß wir sie gleichfalls, sehr ausführlich obendrein, vorstellen. Wolfgang Verstege, WAZ-Chef in Wanne, und Heinz Kurtzbach, Ruhr-Nachrichten-Verantwortlicher in Herne und demnächst auch in Wanne, nahmen sich dieses delikaten Themas an (nicht sehr begeistert aber um so sachlicher). - Aktuell kann (bei maximal vierteljährlichem Erscheinen) und will (dafür gibt es gute Tageszeitungen am Ort) „Unsere Stadt“ nicht sein. Vielmehr soll diese hausgedruckte Bürgerillustrierte den Bürger in Neu-Herne peu à peu über den anderen, neuen Teil der Stadt informieren. Und nebenbei soll sie, möglichst nicht zu dick natürlich, auch für den riesigen Dienstleistungsbetrieb namens Stadtverwaltung werben. Den nötigen Schuß Ehrlichkeit in der Werbung besorgen, ohne unser Zutun, die Journalisten, denen wir die Mitarbeit jeweils neu anbieten. - Nostalgie ist ja nicht nur ein Modewort sondern förmlich Ausdruck eines Volksempfindens. Der Sport ist da nicht ausgenommen; an die gute alte Zeit des Turnens erinnerte sich für „Unsere Stadt“ Heinz Koch. - Ebenfalls sehr beliebt sind, rund ums Neugliederungs-Gerangel, Rückgriffe in die kurze aber turbulente Geschichte der Emscherstädte. Wie turbulent zum Beispiel das Amt Wanne und das Nachbaramt Herne die angeblich gute alte Zeit verbracht haben, deuten wir im historischen Mittelteil dieser Ausgabe an. - Daß die Wirtschaft hier mehr zu bieten hat als Bergbau, Bergbaunachfolger und Bergbauverwandtes, wollen wir durch eine neue Serie demonstrieren. Sie beginnt mit einem bundesweit bekannten Fachverlag in Herne und dem ältesten Fabrikationsbetrieb in Wanne-Eickel. Schon erraten? Autoren sind die WAZ-Redakteure Richard Loesch und Wolfgang Verstege. - Den einen ist er beim Planen lästig (wie in Köln der Dom), den anderen dient er als Renommierstück: der künftige Neu-Herner Hauptbahnhof Wanne.

Wilhelm Zehrt zeigt ihn aus ungewohnter Perspektive; in einer Fotoreportage. - Eines der wertvollsten Grundstücke im Wanne-Eickeler Besitz liegt an der Strandpromenade auf Norderney. Ausgerechnet dort leistet sich die Stadt den Luxus eines Kinderkurheims; trotz verlockender Angebote potenter Seebaulöwen. Wir berichten auch darüber in diesem Heft. - Stadtverwaltungen werden den Ruf nicht los, sie seien ein Tummelplatz freudloser Pedanten, denen nichts in den Schädel will als Verordnungen und Paragraphen. Es gibt mehr Ausnahmen als nötig für diese zweifelhafte Regel. Zwei solcher Ausnahmen hat in Herne Heinz Kurtzbach herausgegriffen: einen städtischen Hausmeister und einen Angestellten in der Bauverwaltung. Der eine ist Dichter, der andere dichtet. - Wer in Herne krank wird und ins Krankenhaus muß, der hat im Kopfkissen einen Extra-Service, nämlich einen hauseigenen Rundfunk, der sich täglich meldet und täglich beliebter wird. Wahrscheinlich werden davon bald auch die Zwangsgäste in den Wanne-Eickeler Hospitälern profitieren. Für „Unsere Stadt“ berichtet darüber WAZ-Redakteurin Heide Amthor-Zeppenfeld. - Was eigentlich tut ein Oberbürgermeister für seine Aufwandsentschädigung, wenn er nicht gerade mal Sitzungen leitet oder erleidet? Er liest zum Beispiel Bürgerbriefe und (was wichtiger ist) beantwortet sie. Dieter K. Widera hat den beiden OB's dabei über die Schultern gekuckt. - Last not least erinnern wir uns in dieser Ausgabe an den Mann, der vor einem Vierteljahr noch Motor der Herne/Wanne-Eickeler Neugliederungspolitik war, dem zu einem guten Teil das Verdienst zusteht, diese beiden Städte vor der Eingemeindung nach Riemke und Hordel gerettet zu haben: Edwin Ostendorf. Über seine Leistungen als Oberstadtdirektor ist aber inzwischen so viel gesagt worden, daß man sich endlich mal für den Privatier Ostendorf interessieren kann. Lesen Sie dazu den Bericht von WAZ-Lokalchef Michael Thiele.

IHRE REDAKTION



Von Heide Amthor-Zeppenfeld

# FORUM 7

## der kleine Mann im Kranken-Ohr

Die beliebteste Radiowelle in Herne ist der Krankenhausfunk

Dieser Pingel von Nachwächterhund: vertrieb er doch, weil er auf Steinfußboden kalte Pfoten bekam, 1970 die Mitarbeiter des „Forum 7“, das damals noch „Studio 70“ hieß, aus den fußwarmen Räumen des Freizeithauses. Gelobt sei der Hund vom Nachwächter: Wenn er damals während des Wartens auf seinen Teppichstamplatz nicht so freund-

lich gewesen wäre, sich zu verkühlen, krauterte das „Forum 7“ (mit sieben Stamm-Mitarbeitern, womit der Name identifiziert wäre) immer noch mit ein paar Häppchen Tonbandsalat vor sich hin und müßte sich vielleicht wie früher mit halbstündigem Programm für Krankenhauspatienten begnügen. Statt wie jetzt im Souterrain des Kreiskirchenam-

tes an der Albert-Klein-Straße über ein mehrräumiges Tonstudio zu verfügen, das die freiwillige Aufbauarbeit in Stundenlöhne umgerechnet - einen Wert von 350 bis 400 tausend Mark besitzt.

Seit 1972 herrscht das Fähnlein der sieben Unbeirrbaren (und mehr) über ein 20kanaliges Stereomischpult, Plattenspieler, Mikro-

fone, Echo-Hall, Tonbandanlagen und Telefonverbindungen, interne und nach draußen. Und die Kollegen vom WDR beim Mittagmagazin oder Morgengruß sitzen bestimmt nicht besser auf ihrem Moderatorenstuhl im Moderationsraum als Krankenhauspfarrer Götz Kratzenstein (nur Götz genannt), der bei der freitäglichen Hörerwunschsending kurz vor einer Eishockeyübertragung vom Gysenberg großzügig Anleihen bei der Bibel macht, um sportlichen Lokalpatriotismus zu verbreiten: „Geben ist nachher seliger als nehmen . . .“

☆ ☆ ☆ ☆ ☆ ☆

Ein paar Takte Flirt mit Hörerin Sowieso, die ihren Angehörigen wünscht, daß „alles wieder gut wird“, etwas Nonsensgeplauder als Lebenshilfe. Aber mag auch der Berg der Hörerwunschkpost für die Patienten des ev. Krankenhauses und des Marienhospitals sich türmen, und schwerere Sendekost schwerer „ankommen“, die Forum-Leute vergaßen bei ihren jetzt zwölf Wochenstunden Sendung nie ihren geheimen Ehrgeiz, mehr zu bieten als Platten-Plaudereien. Weder das Liebesleben von Unverheirateten mit Interview ist tabu noch die Gewissensfrage, warum es auf einmal in Kaufhäusern keine Einkaufstüten mehr gibt.

☆ ☆ ☆ ☆ ☆ ☆

Doch genau diese Magazin-Masche ist es, die den „Siebenern“ das Wort abschneiden kann. Es wacht das Herner Ordnungsamt und vor allem die Staatskanzlei, daß nur ja keine Meinung gemacht werde, denn: „Forum 7“ - Initiator Claus Schmidberg (26) kann es im Schlag singen - „Rundfunk ist Übertragung elektronischer Schwingungen mittels längs- oder ohne elektrischen Verbindungsleiter zum Zwecke der Meinungsbildung“ und solches ist dem Offiziellen Rundfunk vorbehalten.

☆ ☆ ☆ ☆ ☆ ☆

„Meinung machen wir nicht“ sagten die Forum-Verfechter, nach Düsseldorf zum Rapport geladen. „Jedes Wort ist Meinungsbildung“ donnerte die Staatskanzlei, um dann doch beide Ohren zuzudrücken. „Wir tolerieren Sie unter Vorbehalt einer gerichtlichen Grundsatzentscheidung.“



So schwebt denn ständig das Damoklesschwert der Interpretation von Meinungsmache über den Mikrofonen und Mischpulten, und auch sonst macht Sankt Bürokratius den ehrenamtlichen Patientenunterhaltern hin und wieder mal das Tönen schwer: Die Versetzung eines für Forum 7 überlebensnotwendigen, in die Uniform gesteckten Technikers wenig-

stens in eine Kaserne in der Nähe wurde abgelehnt: „Der Krankenhausfunk liegt nicht im öffentlichen Interesse.“

(Inzwischen hatte Verteidigungsminister Leber ein höchstpersönliches Einsehen: Er kommandierte den Krankenhausender nach Essen ab. D. Red.)



Nun sind, gottlob, die wie Profis parlierenden und ebenso mit der Technik agierenden Amateur-, „Funker“ (Schmidberg allerdings ist ein gelernter) im Überwinden von Schwierigkeiten trainiert. Erst war es ein Problem, 1970 einen Kreis für Medienarbeit im Freizeithaus einigermaßen hinzukriegen. Dann folgte die Vertreibung durch Caesars kalte Pfoten. Als die Produzenten

beim Jugendamt um Förderung fragten, hieß die Antwort wörtlich: „Ihr spinn!“ Krankenhauspfarrer Kratzenstein fand zwar auch die Sache verrückt, aber: „Laß sie mal machen! Im Kirchenkreisamt, mit finanzieller Unterstützung durch den Kirchenkreis.“ Freunde und Gönner und der Herner Musik-Shop, der ohne Bedingungen die Schallplatten zur Verfügung stellt, auch



Bundespräsident Heinemann mit 500 Mark-Spende, stärkten das Durchhaltevermögen und weckten bei den Freiwilligen die Zuversicht, nicht umsonst im provisorischen Studio die Eierpappe zur Schalldämpfung an die Wand geklebt zu haben.

Damals 1972. Inzwischen - nach Umbau - ist das Herner „Forum 7“ eine Exklusivität im Lande geworden, in Möglichkeiten, Engagement und Zukunftsplänen.

Bei der Stadt hofft das Forum, endlich landen zu können, wenn das Kulturzentrum mit einem Tonstudio Direktaufnahmen aus Hernes Kulturleben ermöglicht.


Wenn Sie, lieber Leser, der Sie vielleicht Hörer des Krankenhausfunks sind - 500 lauschen pro Sendung - sich über Fanfarenstöße, dreisprachige Ansage und das Attribut „international“ wundern: das ist nicht das Goliath-Image eines Lokal-Davids: „Forum 7“ kann sagen „unser Mann in London“. BBC-Mitarbeiter Tony Staples liefert Beiträge auf Bändern und bekommt welche, und einige Drähte laufen auch zu Radio Monaco. Und auf sowas konnte die Stadt bei Einrichtung ihres neuen Altenheimes eines verzichten; wegen des zu teuren Hausanschlusses.

# Turnen in unserer Stadt

ZU  
SCHWER  
FÜR  
WOHL-  
STANDS  
BÜRGER?

Reck und Barren  
begeistern nur noch  
auf der Mattscheibe

Von Heinz Koch



Fritz Caspelherr mit einer hoch  
hinausgetragenen Schere am Seit-  
pferd. Die Aufnahme stammt aus  
dem Jahre 1937

Dieser Tage abends rief ich meine Tante an, eine biblisch alte Dame. Da sie früh zu schlafen pflegt, tat ich's vorsichtshalber kurz vor acht, obwohl mir das sehr schwer fiel; denn gerade lief im Fernsehen „live“ Deutschland gegen Schottland. Aber was tut man nicht für die Familie.

Gewöhnlich nimmt sie den Hörer noch vor dem dritten Klingeln ab. Nichts an diesem Abend. Ich versuchte es wieder, diesmal schon ein bißchen nervös (man weiß ja nie!). Endlich ging sie doch dran. „Hallo“, bellte sie ruppig (wo sie sonst

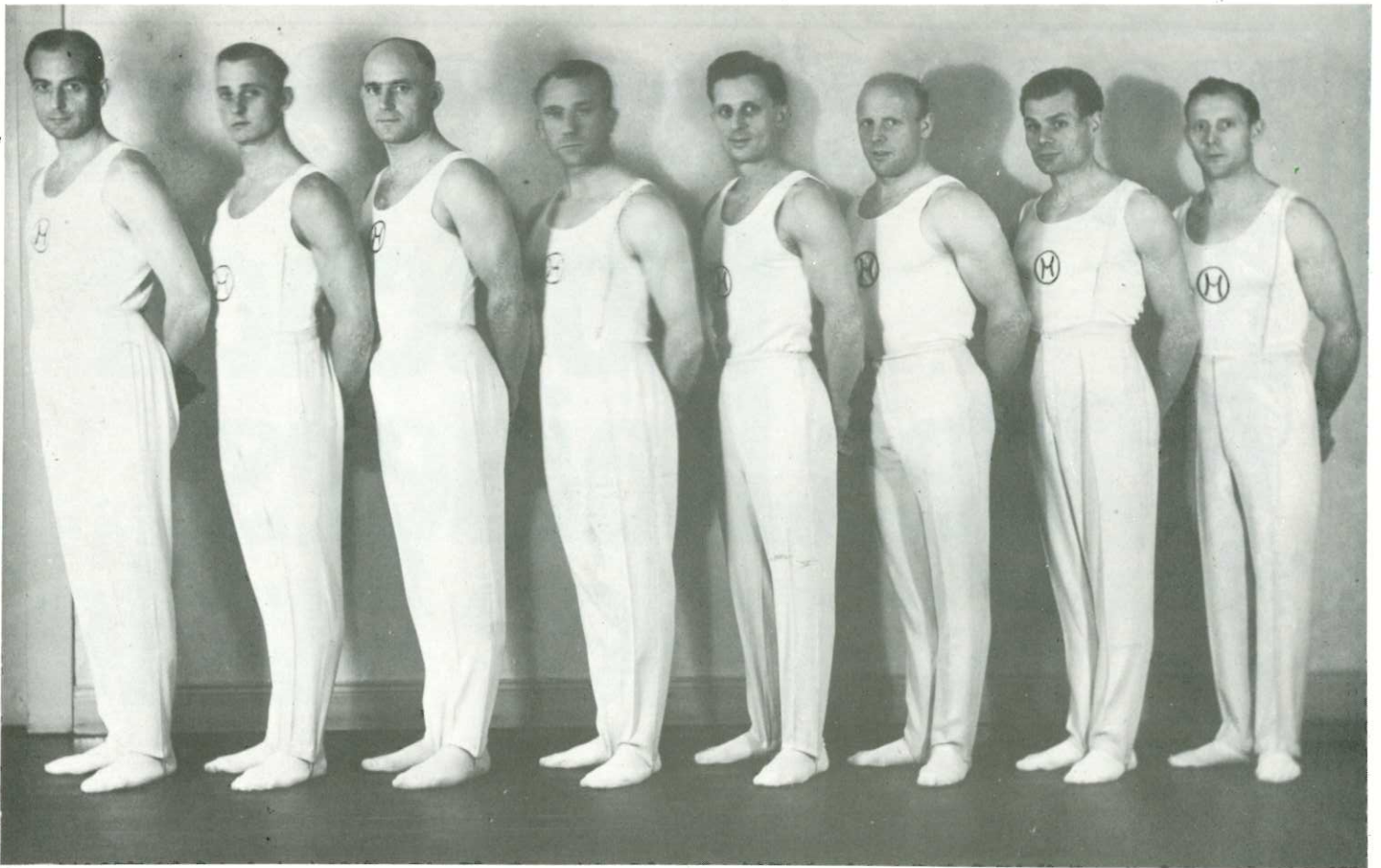
doch immer ihren Namen nennt). Ich versuchte, sie zu beruhigen: „Heinz hier, nabend Tante!“ und dann wollte ich sagen, was zu sagen war, aber dazu kam ich erst gar nicht. „Ich sehe Fußball heute abend, ruf mich morgen früh an!“ Anschließend knackte es ungnädig in der Leitung, die Tante war wieder weg.

Der Sport, dachte ich so, greift ganz schön um sich. Wenn man genauer hinsieht, nicht nur am Fernseher. Was haben sich allein die Gemeinden an Plätzen, Hallen, Bädern aus dem Ärmel geschüttelt, um dem wach-

senden Bewegungsdrang wenigstens halbwegs entgegenzukommen. Manch eine Stadt mißt ja förmlich an ihren Ausgaben für den Sport ihre Aufgeschlossenheit für den Bürger. Und umgekehrt ist es genauso. Da wird die Qualität einer Kommunalvertretung ganz unbefangen nach ihrer „Sportlichkeit“ gewertet.

Dafür gibt es in Herne und genauso gut in Wanne-Eickel leider Grenzen; denn beide sind vergleichsweise arm an Gelände, und deshalb müssen sie beide besonders klug





Diese Riege des Herner Turnclubs hatte keine Mannschaft im deutschen Raum an den Geräten zu fürchten (von links): Hosberg, Cirkel, Zakoll, Hallerbach, Friedrich, Fritz Caspelherr, Fett, Erich Caspelherr.

und (ungewollt) kleinlich planen, wenn sie ihrer traditionell-trimnwütigen Bürgerschaft trotzdem was bieten wollen. Gemessen daran ist das Angebot in Wanne und Herne vorbildlich. Die Zahl der Sportstätten ist, hier wie da, um ein Mehrfaches gewachsen seit dem Krieg. Und wenn hinzukommt, was im Bau ist oder schon auf dem Reißbrett, dann dürfte in wenigen Jahren auch der ständig steigende Bedarf zufriedengestellt sein.

Nun ist natürlich das Angebot an Sportstätten nicht unbedingt gleichzusetzen mit sportlichem Erfolg. Leistungen, nennenswerte Leistungen, gab es schon zu einer Zeit, als die Turnhallen noch Mangelware waren, als die Hallen noch für das genutzt wurden, für das sie ihren Namen haben - fürs Turnen.

Vor einem Vierteljahrhundert noch stand, vor allem in Herne, das Turnen in einer Blüte, wie sie gewiß nie wieder erreicht werden wird. Die Kunstturnriege des Herner Turnclubs war in den Jahren nach dem Weltkrieg in deutschen Sportlerkreisen ein Qualitätsbegriff. Zwischen 1947 und 1950 gab es kaum eine Riege, die der HTC hätte fürchten müssen. Die Herner errangen hinter München 60 die deutsche Vizemeisterschaft und ein Jahr später hinter München und Kassel den dritten Platz in den deutschen Kunstturn-Mannschaftsmeisterschaften.

Selbst die bekannte Kölner Turnerschaft mit Helmuth Bantz und Adalbert Dickhut hatte beim Herner Turnclub keine Chance. Die starke Riege des TV Eichen (Siegerland) mit Olympiateilnehmer Euteneuer wurde in Herne bezwungen. Die stärksten Säulen damals im HTC: Karl-Heinz Cirkel, Fritz Caspelherr, Bernhard Friedrichs. Nicht zu vergessen aber auch Hosberg, Zakoll, Hallerbach, Fett und Erich Caspelherr, später auch Kumke, Rohleff. Wenn sie in der Herner Lichtburg ihre Wettkämpfe bestritten, war das Haus ausverkauft, tobten die Besucher vor Begeisterung, wenn Cirkel den Barren, Fritz Caspelherr das Reck, Bernhard Friedrich mit seinem obligatorischen Pfiff gekonnt das Seitpferd beherrschten.

Turnen ist ein meßbarer Sport. Eine damals geturnte volle „Zehn“, die Traumnote heute noch bei allen Turnern in allen Ländern, würde auch heute noch als „Zehn“ bewertet. Sie war für die Herner Geräteturner keineswegs eine utopische Zahl.

Beliebt und geschätzt ist diese eleganteste aller Sportarten auch immer noch - freilich mehr bei den Zuschauern. Turnen hat nichts von seinem Reiz eingebüßt, aber um Spitzenturner zu werden, dazu braucht man neben Talent Jahre härtester Arbeit.

In einer Zeit, wo Spitzensport vielfach mit Spitzenverdiensten verbunden ist, zumindest in einigen Ländern (bei uns ganz besonders), da kann das Turnen nur eine Außenseiterrolle einnehmen.

Das gilt freilich nicht allein für die Mutter des deutschen Sports, das Turnen. Am Fernsehapparat (deshalb fiel mir meine Tante wieder ein) wird manche Sportart immer populärer. Aber mit welchem praktischen Erfolg? Der Zuschauer identifiziert sich mit den Assen, versucht es selber mal und merkt bald, daß aus ihm kein Schridde, kein Netzer, kein Timm, keine Rosendahl mehr wird. Ersatzweise kauft er seinen Kindern Sportschuhe, Trikot und Trainingsanzug. Aber für die gilt auch nur, was für die Eltern gilt: daß es nunmal vorm Bildschirm bequemer ist als auf der Aschenbahn.

Sicher ist das Privatsache. Nur, Aschenbahnen, Hallen und Plätze werden auch für diese Quartalssportler gebaut. Weil ein bißchen Sport besser ist als gar keiner. Weil auch der Bundespräsident meint, der Breitensport müsse aufgewertet werden. Ob das aber ein Ideal ist, daß die Mitgliederlisten der Vereine, die Zahl der Thekenmannschaften immer stattlicher, die meßbaren sportlichen Erfolge immer dünner werden?

Auch in Herne und Wanne-Eickel?

# Wo schon des Kaisers Kanzler kurte



# Die Kinderheime unserer Stadt

*Manfred Gutzmer*





Da streiten sich die Erwachsenen über neue Städtenamen, über Mülldeponien, Schulentwicklungspläne und Entwicklungspläne überhaupt; da diskutieren sie Gemeindeordnungen, Bezirksverfassungen, Aufgabengliederungspläne - und vergessen über allem möglichem (wohl auch nötigen) Hickhack, daß die Neugliederung in Herne und Wanne-Eickel auch angenehme Seiten hat; für die Kinder jedenfalls.

Zum Beispiel: bis dato hatten beide Städte je ein Kinderkurheim. Die Kinder aus Herne fuhren in den Odenwald, die aus Wanne-Eickel nach Norderney; wer in Herne klein und kurbedürftig war, ins Mittelgebirge, die anderen an die See.

Das muß nun nicht mehr sein. Ab sofort stehen den Kindern in beiden Städten beide Heime zur Verfügung. Die Verwaltungen regeln das unbürokratisch und auch vor der endgültigen Zusammenlegung, damit vernünftige Lösungen nicht liegenbleiben, bis die Vernunft auch Rechtskraft hat. Wenn also demnächst der Amtsarzt glaubt, diesem Kind täte Salzwasser gut und jenem Höhenluft, dann kann er auch entsprechend helfen.

Was für ein Vorteil das ist, muß sicher nicht besonders beschrieben werden. Eine Beschreibung verdienen aber die beiden Heime, damit Eltern und Kinder wenigstens eine Vorstellung haben. Beginnen wir im Norden, auf Norderney:

Auf der Insel gibt es im direkten Brandungsbereich nur ein einziges Kinderheim, nämlich das Wanne-Eickeler. Und das liegt auch noch unmittelbar an der Strandpromenade. Exklusiver geht es kaum. Da liegt natürlich die Frage nahe: Wie kommt ausgerechnet eine Stadt im Ruhrrevier an ein Haus in so beneidenswerter Lage?

Ursprünglich gehörte das Haus samt Gelände dem Grafen von Wedel; er nannte es „Villa Edda“ und verbrachte dort die Sommermonate. Im Jahre 1921 kaufte ihm der Landkreis Gelsenkirchen das ganze Anwesen ab, um es als Kinderkurheim zu benutzen. Wenig später änderte die erste Revierneuordnung erneut die Besitzverhältnisse: das Heim wurde Eigentum

der Städte Wattenscheid und Wanne-Eickel. Wattenscheid bekam 40 Prozent, den größeren Rest Wanne-Eickel. Dabei blieb es bis 1962: die Nachbarstadt schied aus der Trägerschaft an dem Heim aus, und so blieb Wanne-Eickel als einziger Eigentümer übrig - weil man früh genug klug war zu wissen, welchen Wert der Platz eines Tages haben werde.

An die adelig feudale Vergangenheit des Hauses erinnert heute kaum noch etwas. Auch nicht daran, daß dort einmal ein Stück deutscher Geschichte gemacht wurde, denn von 1900 bis 1909 gehörte der See-Sitz dem Fürsten Bernhard von Bülow, seines Zeichens Kanzler des Deutschen Reiches. Die direkte Eisenbahnverbindung Berlin - Norderney erlaubte es (auch in der fast noch flugzeuglosen Zeit), das Wochenende und die vertraulichen Staatsgeschäfte an die Nordsee zu verlegen. Der deutsch-russische Handelsvertrag zum Beispiel, damals schon eine komplizierte und langwierige Sache, ist auf diese Weise im heutigen Kinderkurheim der Stadt Wanne-Eickel zustande gekommen. Graf Sergej von Witte, Ministerpräsident des Zaren, und sogar der Kaiser, Wilhelm II., waren Gäste in diesem Haus.

Aber, wie gesagt, daran erinnert nicht mehr viel. Das Haus wurde mehrfach umgebaut und erweitert; die pädagogische Arbeit und der Erholungsbedarf der Kinder ließen keinen Platz für historische Rührseligkeiten. Geblieben aber ist die unverschämt schöne Lage, was man leicht daran erkennt, daß mehrfach in letzter Zeit Herren in Wanne-Eickel auftauchten, die liebend gerne sehr viel Geld geben würden für das Heim - um an seiner Stelle gewinnträchtige Apartment- oder Eigentümshäuser hochzuziehen. Dazu wird es nicht kommen, auch in Zukunft werden dem Kurgast auf der Strandpromenade spielende Kinder begegnen; Kinder aus Wanne-Eickel und demnächst auch aus Herne.

Die Vorteile dieses Heims für die Gesundheitsfürsorge einer Revierstadt sind bedeutend. Angezeigt ist ein Kuraufenthalt vor allem bei allgemeinen Erschöpfungszuständen, bei chronischen Atemwegserkrankungen, Allergien, bei chronischen Haut-Ekzemen und Mager- und Fettsucht. Selbstverständlich stehen auch den Kindern sämtliche Heileinrichtungen des Staatlichen Kurmittelhauses auf Norderney zur Verfügung. Verordnet werden sie von der Vertragsärztin des Heimes. Die häufigsten Kuranwendungen sind Inhalationen, Nasenduschen, Heilmassagen, Heilgymnastik und Schlickpackungen. Dazu kommen das Baden im Meer und im Meereswellenschwimmbad.

Im übrigen bestimmen Wandern und Spiele den Tagesablauf der Kinder. Für die kleineren gehören dazu Inselfahrten mit dem Pferdebus, für die größeren Ausflüge zu den Nachbarinseln und sogar nach Helgoland. Und wenn das Wetter nicht gerade gut ist, bietet das Heim selbst alle Voraussetzungen für eine Kur ohne Langeweile.

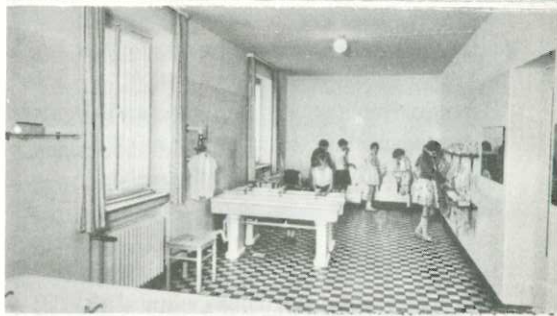
Weniger vornehm und exklusiv, eben ganz anders, gibt sich das Herner Kinderkurheim in Hammelbach im Odenwald. Am 14. Januar 1956 wurde die Anlage eröffnet, nachdem sich das alte Kinderheim in Stappelage als heilklimatisch unzureichend erwiesen hatte. Im Odenwald boten (und bieten) sich nahezu ideale Voraussetzungen für die Durchführung von Klimaheilverfahren bei Kindern: der lange Sommer ist schonungsvoll mild, der schneereiche Winter relativ kurz.

Der Ort Hammelbach (11 500 Einwohner) gehört zum Kreis Heppenheim, und liegt etwa 500 Meter hoch. Fünf und ein Kilometer sind es zu den nächsten Bahnstationen, nach Wahlen und Furth. Von Herne aus führt der Weg nach Hammelbach, egal ob mit dem Auto oder der Bahn, über Frankfurt.

Das Kinderheim liegt auf einem Gelände von rund 14 000 Quadratmetern am Ortsausgang von Hammelbach; genau 530 Meter hoch in einer windgeschützten Hangmulde, mit Blick nach Süden. Unterhalb des Heimes liegt im Tal das Schwimmbad, oberhalb des Grundstückes der Sportplatz. Wenige Fußminuten entfernt geht es in die Wälder.

Jährlich wird das mustergültig und bequem eingerichtete Haus neunmal für vier bis sechs Wochen belegt. Jeweils 64 Kinder im Alter von 6 bis 13 Jahren, die in vier Gruppen von je einer Erzieherin betreut werden, nehmen an jeder Kur teil. Ein Schwerpunkt der pädagogischen Arbeit sind die sogenannten „schwierigen“ Kinder, die oft genug ohne eigene Schuld isoliert werden und deshalb von einer Kur mit gleichaltrigen doppelt profitieren.

Im Vorbau des Heimes, mit weitem Blick in die Landschaft, ist ein Eßraum untergebracht, darüber die Liegehalle. Reine Gemeinschaftsräume, der große Eßsaal und einige Gruppenzimmer, so daß auch der sonst seltene Odenwald-Regen die Kinder nicht wesentlich einschränkt. Den Vierbetten-Schlafzimmern liegen die Zimmer der Kindererzieherinnen direkt gegenüber, damit sie auch nachts die süßen Kleinen stets in ihrer Obacht haben.



# DER a.D. CHEF

## Ostendorf — aus drei Blickwinkeln

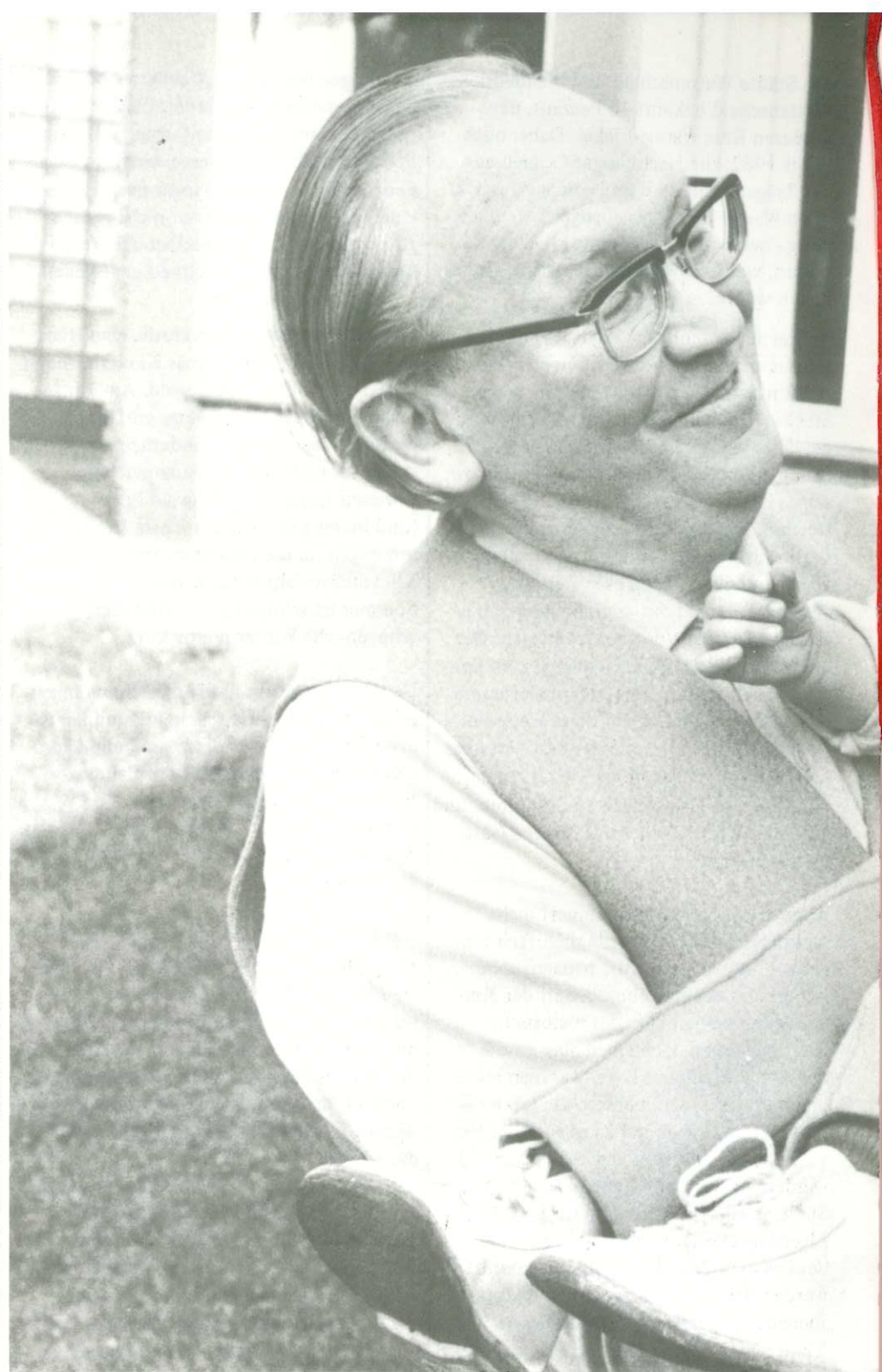
Drei dickbauchige Aktentaschen schluckten Ende Februar die persönliche Habe von Oberstadtdirektor Edwin Ostendorf. Zum letzten Mal traten die unergründlichen Lederbehälter den Weg vom Rathaus zur Wohnung des scheidenden Verwaltungschefs an. Er hatte die Spuren in seinem Arbeitszimmer verwischt. Aus dem Gesicht der Stadt waren sie nicht zu tilgen: Die Impulse, die der schöpferische Mann dem Gemeinwesen Herne gab, wirken fort. ▼

Das hängt auch mit diesen überdimensionierten Taschen zusammen. An unzähligen Wochenenden gaben sie wahre Aktenberge preis. In einer Fünftageweche waren die vielschichtigen Herner Probleme nicht zu lösen. Friede von Hoff, die Ostendorftochter, hat die stummen Begleiter des Vaters trotzdem nie mit Unwillen betrachtet. Dem Familienleben konnten sie nichts anhaben.

Friede von Hoff: „Mein Vater hat immer Zeit gehabt für uns Kinder - vermutlich, weil er ein so konzentrierter und disziplinierter Arbeiter ist. Er hat freilich nie verlangt, daß sich die anderen seinen Verhaltensweisen anpassen.“

Die Öffentlichkeit hat ohnehin nur den fast asketischen Verwaltungsbeamten gekannt, spröde, vollgepfropft mit Wissen, von nie erlahmendem Arbeitseifer getrieben. Friede von Hoff korrigiert das Bild mit einem Augenzwinkern: „Mein Vater hat oft davon geträumt, im nächsten Leben als Bruder Kellermeister in einem französischen Kloster auf die Welt zu kommen.“

Natürlich muß es ein französisches Kloster sein. Frankreich gilt als heimliche Liebe des ehemaligen Oberstadtdirektors. Friede und ihr Bruder hörten das Märchen vom „Rotkäppchen“ auf französisch, wie sie überhaupt mehrsprachig großwurden.



Frankreich - das ist für Ostendorf vor allem Chartre mit seiner wunderbaren Kirche. Geradezu mit Leidenschaft geht der heute 65jährige kulturgeschichtlichen Zusammenhängen nach. Seine Erkenntnisse hält er nicht nur schriftlich fest, er filmt und fotografiert mit der gleichen Intensität. Dabei haben es ihm besonders die kleinen Dämonen an den Dachtraufen angetan.

Von Aktenstaub ist nichts mehr sichtbar, wenn Edwin Ostendorf vor seiner Stereo-Anlage sitzt. Er schätzt Bach und Beethoven, er schätzt aber auch Märsche und Operetten. Daß er auch an Schlagern Spaß hat, verwunderte selbst die Platten-

verkäuferin in einem Pariser Warenhaus. Nur mühsam konnte Ostendorf sie überreden, ihm einen besonders „heißen“ Titel zu verkaufen.

Es leuchtet ein, daß ein so vielseitiger Mensch auch als Pensionär nicht aufs Abstellgleis gerät. Gerade jetzt besann sich Ostendorf auf ein altes Hobby. Im Keller wartet ein Holzklotz darauf, sich unter seinen geschickten Händen in Marionettenköpfe zu verwandeln. Sie sind für Kathrinchen, das Enkelkind bestimmt.

Mit einem völlig anderen Ostendorf wurde Karl-Ludwig Schmiing konfrontiert. Gerade 26, wurde er persönlicher Referent des



Enkeltochter Kathrinchen und Opa Ostendorf

Oberstadtdirektors. Schmiing fühlte sich zunächst verloren, einer ungewohnt sachlichen Atmosphäre ausgesetzt. Die ersten Aufträge, in den gefürchteten Ostendorfschen Sätzen verklusuliert, stellten den jungen Beamten vor schier unlösbare Probleme. Im Laufe der Zeit wurde das anders. Im letzten Jahr der gemeinsamen Arbeit wurde Schmiing immer häufiger als Ostendorfs Interpret herangezogen.

Die beiden gewöhnten sich schließlich aneinander. Schmiing bewunderte die Klugheit seines Vorgesetzten, sein manchmal unheimliches Wissen, sein geschicktes Taktieren, das so manchen Gegner in gefährliche Situationen brachte.

Schmiing sah in Ostendorf zwar keinen König, wie ihn Wilhelm Keldenich charakterisiert hat, aber einen allseits geachteten Mann: „Ostendorf ist sehr gerecht, fährt nicht aus der Haut. Er verzettelt sich nie und hat stets einen Blick fürs wesentliche.“

Freilich, der persönliche Referent, der seinem Chef höchstens unterkühlten, englischen Humor zubilligt, hatte auch seine Sorgen: „Diese spezifische Art von Ordnung, die Ostendorf entwickelt, hat mich manchmal verzweifeln lassen. Da wuchsen dicke Aktentürme in den Himmel, in denen sich nur noch der Chef selbst auskannte.

Aber - er hat sein ‚System‘ auch auf meine Bitte hin, nie geändert.“

Auch Schmiing entdeckte das Schöpferisch-Spielerische in Ostendorf: „Auf seine Anregung hin wurde eine neue Art von Notizblocks entwickelt. Er hatte ein Faible, ja richtigen Spaß an allen büro-technischen Dingen, sogar an Kugelschreibern und Mappen.“

Der Adlatus, der selten Lob hörte und trotzdem spürte, daß ihn der Oberstadtdirektor akzeptiert hatte, fühlt die Leere nach dem Ausscheiden des Chefs. Die Begegnungen mit dem Menschen Ostendorf und mit dem brillanten Verwaltungsfachmann haben einen bleibenden Eindruck hinterlassen.

Edwin Ostendorf zählt nicht zu denen, die in irgendeiner Pinte bei belanglosem Bla-Bla-Bla Entspannung suchen. Aber auch er hat seinen „Freiraum“ außerhalb von Familie und Beruf. Seine „Trinkkumpane“ fand und findet Ostendorf im Rotary-Club. Apotheker Kurt Magdalinski, ein Freund des 65jährigen nennt den Rotarier Ostendorf einen zufriedenen ausgeglichenen Menschen. „Bei unseren Zusammenkünften macht er sich völlig frei von Alltagsproblemen. Allerdings, wenn in unseren Diskussionen ein Thema berührt wird, das für ihn von Bedeutung ist, engagiert er sich sofort.“

Magdalinski schildert einen Ostendorf, der, eine Hand in der Tasche, plötzlich zu einem Vortrag ansetzt. Etwa über die Unterschiede zwischen dem englischen und deutschen Schulsystem: „Da kann man dann nur noch zuhören und sich über Sätze wundern, die trotz ihrer Länge immer noch ein glückliches Ende finden.“

Er steuert noch ein weiteres Detail zur Abrundung des Ostendorf-Bildes bei: „Der Ex-Oberstadtdirektor erzählt gerne Witze, mit einem verschmitzten Lächeln im Gesicht und auf eine unnachahmlich trockene Art. Wenn die anderen aus vollem Herzen lachen, kann er sich freuen wie ein kleines Kind.“ Wenn Ostendorf ein Essen für die Rotarier organisiert, bedeutet die Speisefolge längst keine Überraschung mehr: Der ehemalige Verwaltungschef läßt westfälischen Schinken servieren, außerdem lufttrockene Mettwurst und einen Klaren dazu.

Ein Ostendorf-Portrait aus drei Blickwinkeln? Oder nur eine flüchtige Skizze? Der Autor dieser Zeilen wagt es nicht, eine gültige Antwort zu geben.

DR. JUR. HEINRICH STAKEMEIER  
STAATSSSEKRETÄR

4 DÜSSELDORF, den 19. März 1974  
ELISABETHSTR. 5 (INNENMINISTERIUM)  
TELEFON 87 13 30

Herrn  
Oberstadtdirektor a. D.  
Edwin O s t e n d o r f

469 Herne  
Eichenweg 7

Sehr geehrter Herr Oberstadtdirektor!

Personalmitteilungen in der Presse sind im Zusammenhang mit der kommunalen Neugliederung häufig mit dem Negativum behaftet, daß frei werdende Spitzenämter in falsch verstandenem Eigensinn möglichst schnell wieder besetzt werden. Ich darf es Ihrem Einfluß zuschreiben, daß in Herne erfreulicherweise anders gedacht wurde und mit der Wahl eines Nachfolgers für Sie gewartet wird, bis der Landtag über das Ruhrgebietsgesetz entschieden hat.

Dies vorausgeschickt möchte ich mich nun dem Anlaß der Pressemitteilung zuwenden, Ihrem inzwischen vollzogenen Eintritt in den Ruhestand. Ich kann mir vorstellen, daß Sie nach so langen Jahren erfüllter Tätigkeit nicht ganz leichten Herzens aus der Verwaltung geschieden sind. Es mag Sie aber mit Stolz erfüllen, daß unter Ihrer Leitung und durch Ihre Initiative Wesentliches geleistet werden konnte, um die durch den Rückgang des Bergbaus entstandene Strukturkrise in Herne zu überwinden. Mir ist auch Ihr besonderes Interesse an der Sanierung der Stadt Herne bekannt, deren Erfolge jetzt schon deutlich sichtbar werden. Mit Ihnen ist - das darf ich Ihnen heute gern bestätigen - ein hervorragender Verwaltungsfachmann in den Ruhestand getreten, dem die Herner Bürger viel zu verdanken haben.



Vielleicht werden Sie jetzt die nötige Muße finden, um den während Ihrer "Regierungszeit" geschaffenen Freizeitpark als Gast zu nutzen. Ich bin aber davon überzeugt, daß Sie darüber hinaus noch zu mancherlei Betätigung in Interessengebieten kommen werden, für die Ihnen in den Jahren Ihrer starken Beanspruchung als Verwaltungschef zu wenig Zeit blieb.

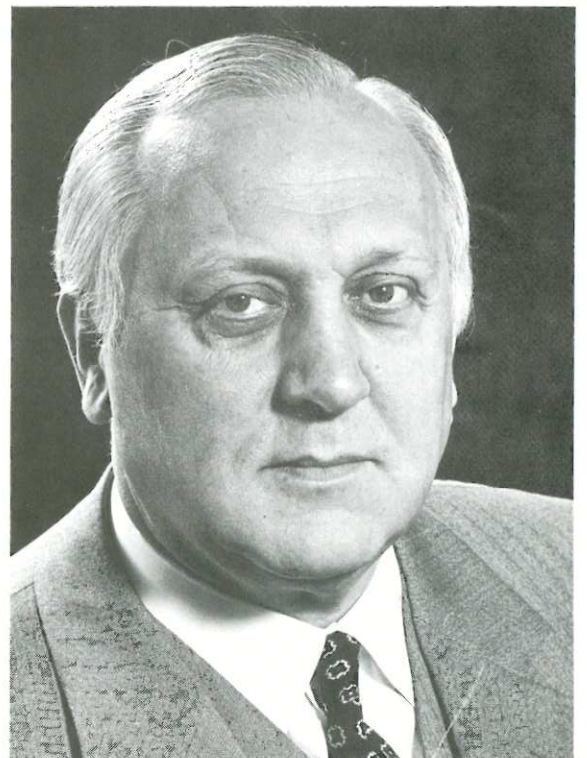
In diesem Sinne möchte ich Ihnen - verbunden mit dem Dank für die gute Zusammenarbeit und die nette Art, mit der Sie mir begegnet sind - alles Gute für die kommenden Jahre wünschen.

Mit freundlichen Grüßen

I h r  
*Stakemeier*

Wer denkt heute noch daran in unserer Stadt: von diesem Mann, Heinrich Stakemeier (und dem damaligen Chef der Staatskanzlei, Professor Halstenberg) stammte schriftlich die Idee, Herne samt Wanne-Eickel nach Bochum einzugemeinden. Kein gu-

tes Haar ließen damals die Bürger an ihm. Aber so ändern sich die Zeiten. Heute paßt manchen selbst die Zweierstadt nicht, und Stakemeier gratuliert respektvoll demselben Ostendorf, der ihm die Groß-Bochum-Lösung verdarb.





110



7

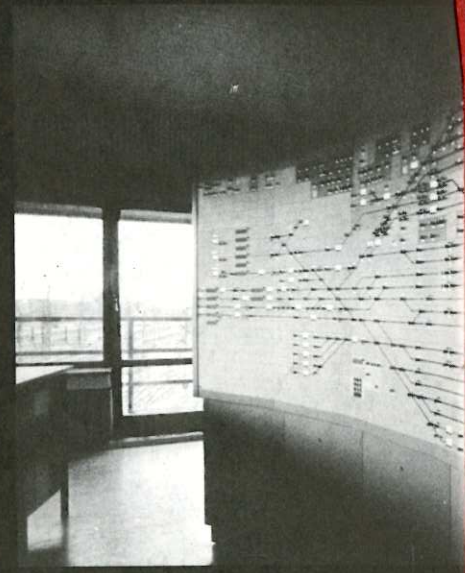
57

# HAUPT— BAHNHOF WANNE-EICKEL

Eine Fotoreportage von W.H.Zehrt



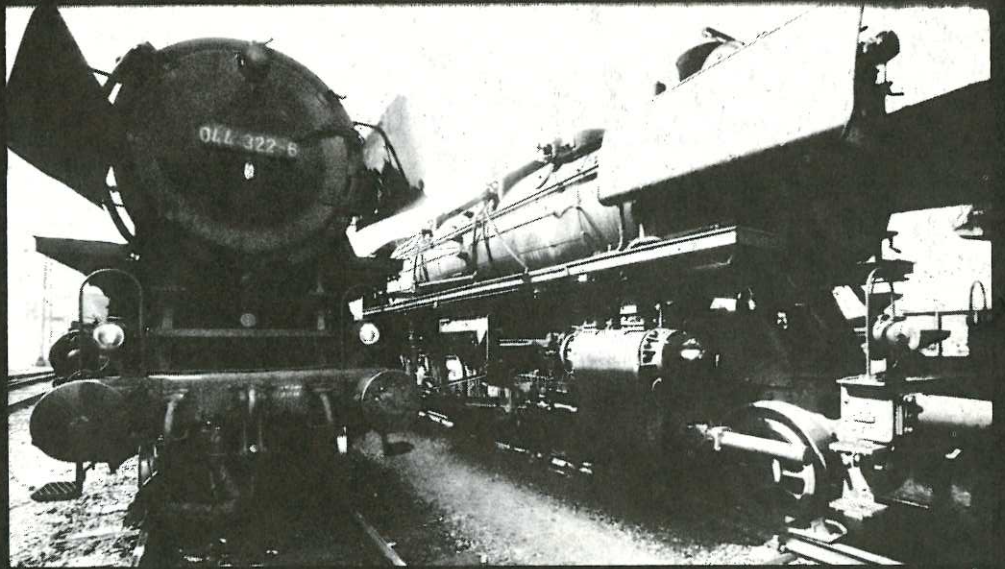
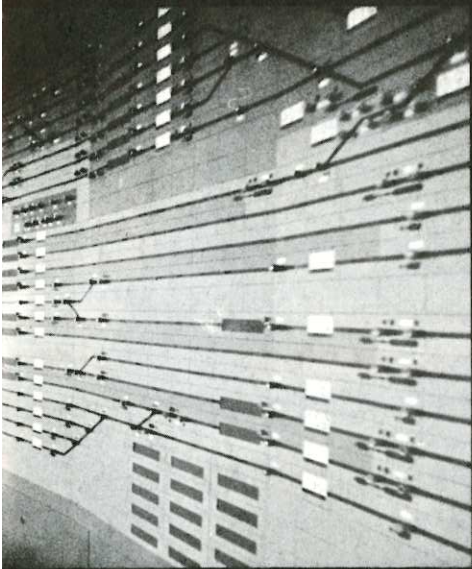
Stellwerk a la 1900



... und Stellwerk a la 1974

Blick vom neuen Stellwerk auf den Wannener Hauptbahnhof





Eisenbahn-Nostalgie

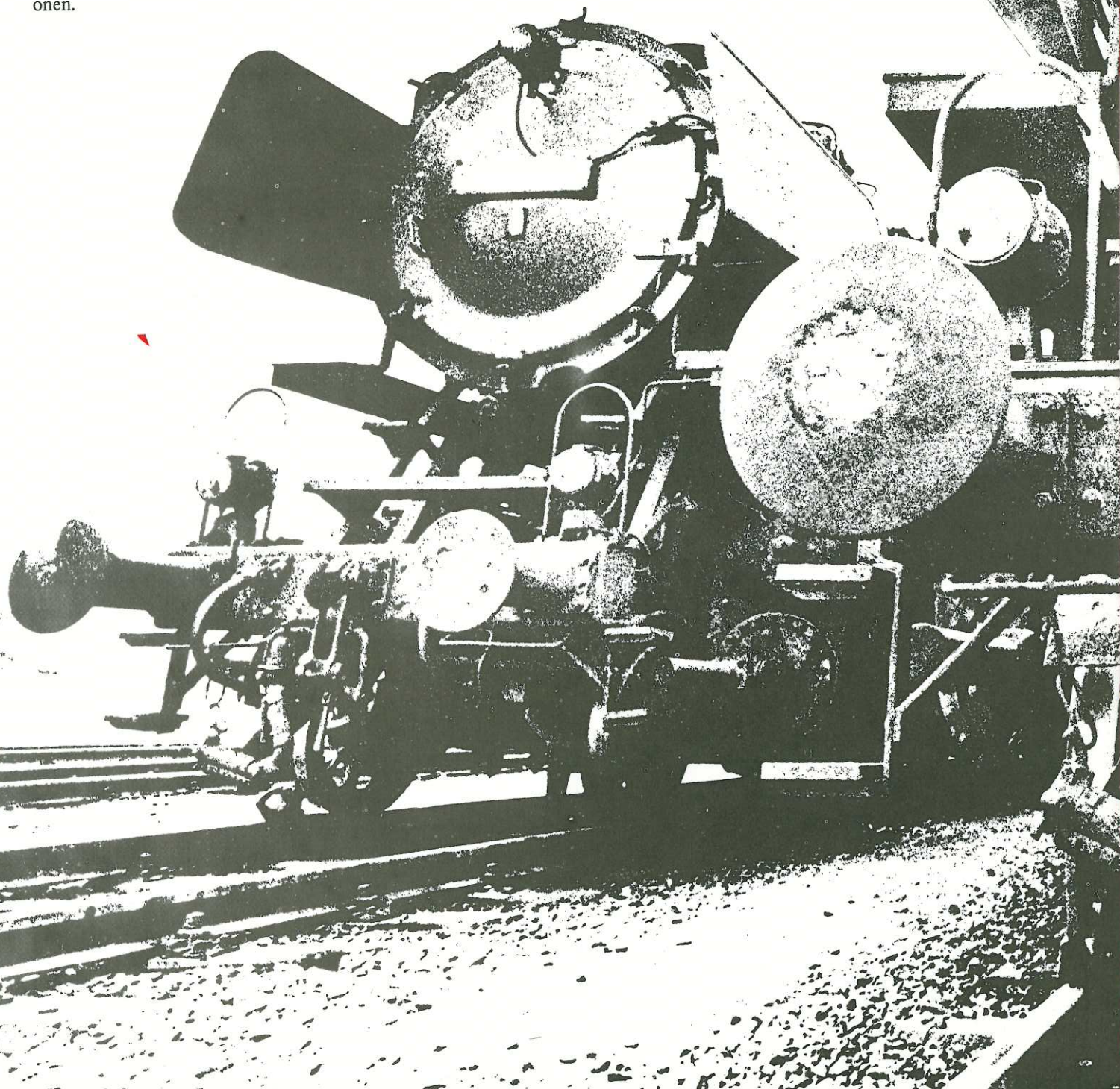


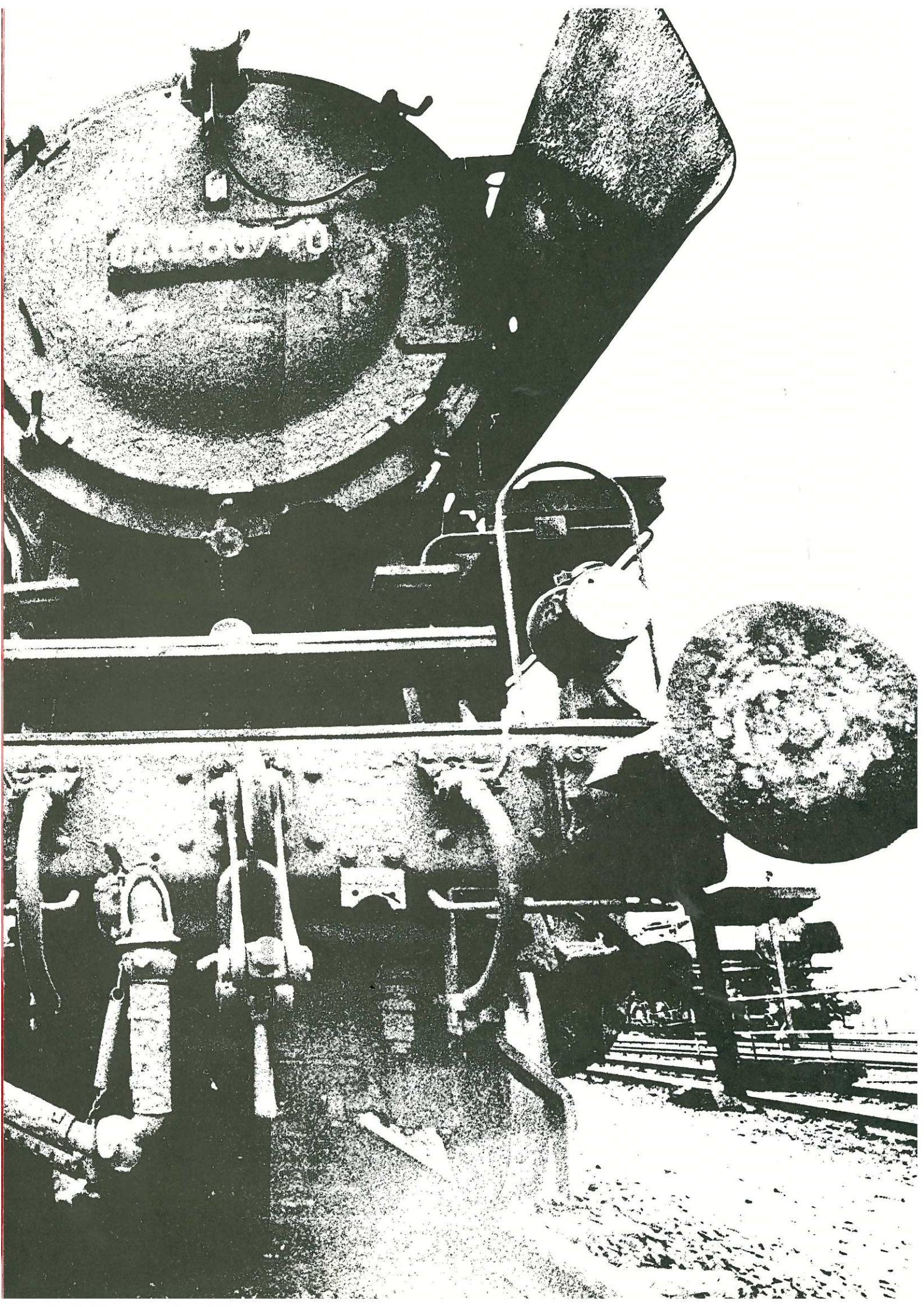
# Hauptbahnhof Wanne-Eickel in Daten und Zahlen

In wenigen Jahren schon werden die meisten Bilder dieser Fotoreportage Seltenheitswert haben: sämtliche Dampflokomotiven des Betriebswerkes Wanne-Eickel (heute noch Ausflugsziel in- und ausländischer Eisenbahn-Nostalgiker) wandern ins Museum oder auf den Schrott. Moderne Dieselmotoren treten an die Stelle der unverwundlichen aber wartungsintensiven zwei- und dreizylindrigen Dampf-Veteranen der Baureihen 050 und 044.

Der kolossale Güterumsatz im Bereich des Wanne-Eickeler Betriebswerkes läßt für Romantik keinen Spielraum. Mehr als 150 000 Güterwagen werden jährlich gestellt, mehr als zweieinhalb Millionen Tonnen Frachtgewicht rangiert. Allein der Stückgutempfang und -versand macht in Wanne-Eickel Hauptbahnhof fast 17 000 Tonnen aus; kaum ein anderes Betriebswerk in Deutschland kann diese Zahlen nennen.

Imponierend auch die Zahl der Personen- und Güterzüge, die hier ankommen und abfahren: 3500 im Jahr. Dem entspricht die Summe der verkauften Fahrkarten: rund 1,2 Millionen.





# » OPPOSITION «

...gibt's die **?** Zwei Journalisten  
versuchen sich  
an dieser Frage

„Schreiben Sie doch über die Opposition in Wanne-Eickel“, bat man mich. Mit dem Thema bin ich nicht ganz einverstanden. Opposition als fest umrissene Einrichtung oder Gruppe in der Kommunalpolitik - die sollte es nach meiner Meinung nicht geben. Ich glaube, auch Verfassungsrechtler würden diese Frage negativ beantworten.

Ich kenne einen Oberbürgermeister, der davon spricht, daß die Fragen, die im kommunalen Bereich nach parteipolitischen Gesichtspunkten zu entscheiden wären, an den Fingern abzuzählen seien. Meist gehe es doch um Sachprobleme. Und doch gibt es den Anspruch einer Partei, in der Stadt zu „regieren“. Und nicht selten wird so abgestimmt, daß die Mehrheitsverhältnisse recht deutlich werden. Im Wanne-Eickeler Rat verfügt die SPD über 27 Mandate, die CDU über 16 und die Bürgergemeinschaft, eine freie Wählergruppe, über vier Sitze.

Vorweg ein Rückblick, der gewiß überrascht: Nicht immer war die CDU in Wanne-Eickel eine Minderheit. Man blättere zurück und staune: 1946 zählte die CDU Wanne-Eickel 2.806 Mitglieder. Mehr als die SPD heute hat . . . Und bei der ersten freien Wahl am 13. Oktober 1946 (die Einwohnerzahl Wanne-Eickels lag damals noch bei 74.000, heute 95.000) erhielt die CDU 41 v. H. der Stimmen, die SPD 37 v. H., die KPD etwa 20 v. H. Der Rest war für die Parteiloosen.

So zog denn damals die CDU als stärkste Fraktion in den Rat, mit 18 Vertretern. Die SPD hatte nur zwölf, die KPD acht Mandate. Der Oberbürgermeister der Stadt Wanne-Eickel wurde damals ein CDU-Mann, Heinrich Weidmann. Sein Stellvertreter wurde Franz Hruska (SPD).

Nur zwei Jahre lang war die CDU stärkste Fraktion. Zum Oberstadtdirektor gewählt wurde am 31. März 1947 Dr. Wilhelm Elbers, ein Eickeler, der übrigens auch die Stimmen der SPD auf sich vereinigte. Er blieb die volle Amtszeit auf seinem Posten, obgleich bei der Wahl 1948 die SPD die CDU in der Führungsrolle ablöste. Der ehemalige Oberbürgermeister Edmund Weber (+) sagte dem damals jüngsten Oberstadtdirektor im Lande nach: „Ich habe immer gut mit ihm zusammengearbeitet.“ Heute ist Dr. Elbers Verwaltungschef in Mönchengladbach und inzwischen dienstältester Oberstadtdirektor im Lande.

Heute und damals. Die Fronten scheinen jetzt härter zu sein. Parteien und Programme scheinen doch eine größere Rolle in der Kommunalpolitik zu spielen als in der Wiederaufbauzeit. Nach der letzten Kommunalwahl versagte die SPD der CDU in Wanne-Eickel den Posten des Bürgermeisters. Die SPD allein stellte Oberbürgermeister und Bürgermeisterin. Man wollte nicht wieder Gefahr laufen, daß ein Bürgermeister dem OB die Schau stahl. So, wie es manchmal der verstorbene CDU-Bürgermeister Panhorst tat. Als er zum Beispiel in der Volkshochschule dem zur Festrede erschienenen damaligen NRW-Kultusminister Fritz Holthoff (übrigens auch ein Wanne-Eickeler) die Wanne-Eickeler Schulmisere vortrug . . .

Nun, die CDU hatte Schwierigkeiten, in der letzten Legislaturperiode eine geschlossene Fraktion zu formieren. Der Fraktionsvorsitz wechselte zweimal. Zwei engagierte Leute schieden seit 1969 aus der Ratsarbeit völlig aus.

Wesentliche Teile der Arbeit beschränken sich bei der „Opposition“ daher auf Anträge und Anfragen. Über manche scheint Gras gewachsen zu sein. 1961 bereits hatte die CDU den Planungsabschluß für das Jungengymnasium gefordert. Die Maßnahme ist bis heute noch nicht realisiert. Viele Anträge der CDU blieben auf der Strecke. So die Gründung einer Wirtschaftsförderungsgesellschaft (1968). Vielleicht erledigt er sich automatisch. Wenn nämlich Wanne-Eickel mit der Neugliederung zwangsweise in die Herner Wirtschaftsförderungsgesellschaft einsteigt.

Die „Opposition“ (ich verwende einmal diesen mir vorgegebenen Begriff) knabbert hier an einem harten Brot. So führt die CDU in ihren Annalen auf: „28. 9. 67: CDU-Anfrage zum Liegenschaftswesen vom 5. 4. 1966 wird beantwortet.“ Eine lange Wartezeit. Was bleibt ihr mehr, als dann und wann unter Protest den Saal zu verlassen. Ein Spektakulum, dessen Wirkung auch schnell verpufft. . .

Bei der letzten Kommunalwahl am 9. November 1969 allerdings zeigte sich eine Verstärkung der „Opposition“: Die SPD verlor zehn v. H. Stimmen. Die Bürgergemeinschaft, eine freie Wählergruppe, zog mit vier Mandaten in den Rat ein. Den Status einer Fraktion mußte sie sich vor dem Verwaltungsgericht erkämpfen. Doch es bleibt halt bei den vier Mandaten. Die kleine Gruppe hat es schwer, in den Ausschüssen voll mitzuhalten. Kontinuierliche Arbeit wird bei solcher Unterlegenheit schwierig.

So nimmt denn die Bürgergemeinschaft die Gelegenheit wahr, hier und da „auf die Pauke zu hauen.“ Ansatzpunkte sind



meist dort, wo die etablierten Parteien manche Dinge vielleicht schon zu selbstverständlich regeln.

Die bisher stärkste Resonanz fand die Bürgergemeinschaft, als sie den zunächst gemeinsam beschlossenen Weg in die Städtehe mit Herne kurz vor dem Anhörungstermin in Dortmund am 18. Oktober vorigen Jahres verließ, weil sie in der Aktion Bürgerwille eine neue Alternative sah, die Selbständigkeit der Stadt zu verteidigen.

32,1 v. H. der Wähler in Wanne-Eickel schlossen sich diesen Erwägungen an und trugen sich im Februar in die Listen des Volksbegehrens ein. Über 22.000 Bürger unternahmen den Weg zu den drei Eintragungsstellen. Das war die Hälfte der Wahlberechtigten, die bei der letzten Kommunalwahl die Wahllokale aufsuchte.

Das war Opposition! Es war der Protest von Bürgern gegen die etablierten Parteien, die in einiger Entfernung vom Bürger die Städtehe beschlossen. Ohne Bürgerbefragung wie andernorts. Ohne ausreichende Information. Ohne positive Argumente, außer dem, daß Wanne-Eickel sonst wie Herne und Wattenscheid Bochum zuge schlagen würde.

Bedenken dieser „Muß-Ehe“ sind in Wanne-Eickel noch nicht ausgeräumt. Was beim Volksbegehren in Wanne-Eickel deutlich wurde, sollten die Parteien weder in Wanne-Eickel noch in Herne unterschätzen. Hier ist eine Opposition der Bürger deutlich geworden mit vielen Vorbehalten gegen die Landesregierung, aber auch gegen die neue Stadt Herne.

Die Unzufriedenheit mit der Rolle Wanne-Eickels in der neuen Stadt wird deutlich in folgendem Bonmot: „Wissen Sie schon das Neueste: Herne bleibt selbständig - und Wanne-Eickel macht's möglich!“

Es wird ernsthafter und ehrlicher gemeinsamer Arbeit bedürfen, diese Bedenken auszuräumen.

*Wolfgang Verstege*

Jedenfalls in diesem Punkt waren sich Opposition und Regierungsparteien einig: Wanne-Eickel und Herne bleiben von Bochum unabhängig.



Opposition: Gibt's die? Die Fragestellung ist fatal. So simpel ist sie, daß einem jedem die Gegenfrage auf die Zunge rutschen würde: „Schon mal was von der CDU gehört?“ In der Tat: Die Fragestellung ist wirklich fatal und ihre Schlichtheit nur Tarnung, hinter der sich ein kommunalparlamentarisches Problem ungeheurer Komplexität verbirgt. Und der Hinweis auf die CDU-Fraktion im Stadtparlament allein beantwortet noch gar nichts: Herne ist nicht Bonn, und auf den kommunalpolitischen Kleinkunsth Bühnen ist die Rollenverteilung allemal diffiziler als im bundesdeutschen Staatstheater. So diffizil, daß auch Hernes CDU-Fraktionsvorsitzender Wilhelm Keldenich - ein gestandener Kommunalpolitiker und ein Mann, der ganz gewiß ‚nichts anbrennen‘ läßt, wenn es gilt, dem politischen Gegner im Rathaus eins auszuwischen - mit dem Wort „Opposition“ sehr sparsam umgeht.

Kleinerer Partner einer Mehrheitsfraktion hingegen, wie man sich andernorts durchaus schonmal versteht, mag die Herner CDU im Rathaus nun aber auch nicht sein, mag sie sogar auf keinen Fall sein - denn solch ein Klüngel, weiß man, macht die Kommunalpolitik für Otto Normalbürger nur noch undurchschaubarer und mithin noch verdächtiger, als sie ihm ohnehin schon ist. Also: Opposition: Gibt's die? Robert Lembkes Wortschöpfung müßte vielleicht erhalten: „Jein“; eine Definition, die sicher niemanden befriedigt, wohl aber eine Mehrheit auch in der Herner CDU-Ratsfraktion fände. Eine Mehrheit - keinesweg Einstimmigkeit. Denn die Fraktion ist ein Orchester mit vielen Solisten, aus drei Generationen noch dazu. Für einen Dirigenten keine leichte Aufgabe.

Der Dirigent, Wilhelm Keldenich, hat den Vorzug, Autorität zu sein - wer über Jahre hinweg den Job eines Zechen-Betriebsführers versieht, ist eben Autorität; oder er hat den Job nicht lange. Die Sache mit dem Betriebsführer ist vorbei, der Mann ist 65 und im Genuß seiner Pension; ein Glücksfall für die Union, daß er mit der Pension nicht auch seine Ruhe haben wollte. Männer wie Wilhelm Keldenich sind es, die Minderheitsfraktionen überhaupt erst zu parlamentarischer Wirksamkeit verhelfen. „Ich habe“ so verriet er einmal kurz vor seinem 65. Geburtstag, „einen Acht-Stunden-Tag.“ Nicht auf Zeche, wohlgermerkt, der Acht-Stunden-Tag des Pensionärs bezieht sich einzig und allein auf den „Ehrenjob“ als CDU-Fraktionsvorsitzender. Und manchmal, wenn die Termine sich jagen, sind für Wilhelm Keldenich sogar acht Stunden kein Tag. Dann



hängt er noch ein paar 'dran. Und schlachtet die -zigste Packung Zigaretten, worauf ihm sein Arzt irgendwann wieder mal die Leviten liest.

Jene Fraktion kann einem leid tun, die einen Wilhelm Keldenich nicht hat, keinen Pensionär mit Elan, mit politischem Verstand und Augenmaß, mit dem Temperament dieses Mannes. Gäbe es solche Leute eines Tages nicht mehr - der Ruf nach einem „Hauptberuflichen“, einem Profi für die Fraktionsverwaltungsarbeit wenigstens, er würde nicht lange auf sich warten lassen. Der „Hauptberufliche“

übrigens auch nicht. Je mehr die Anhäufung von Sachwängen und Verordnungen die Rathaus-Politik undurchsichtiger macht, desto lauter wird der Ruf nach dem professionellen Kommunalpolitiker werden. Und er wird irgendwann mal kommen - ob zum Nutzen der kommunalen Selbstverwaltung, muß bezweifelt werden.

Nun, die Herner CDU-Fraktion, die eine klassische Oppositionsrolle vor allem dann spielt, wenn es gilt, ein wachsames Auge auf die Verwaltung zu haben, wenn es gilt, Verwaltungshochmut vor allem dort anzukreiden, wo er aus dem Rathaus linst -



sie hat ihn nun einmal, diesen manchmal auch bärbeißigen Wilhelm Keldenich und sollte froh drum sein: nicht nur, weil da einer bereit ist, acht Stunden und mehr pro Tag „für die Ehre“ zu opfern.

Vor allem auch deshalb sollte die Fraktion froh sein, weil es die Autorität dieses Mannes ist, die die 19köpfige Fraktion - mit Bürgervertretern sind es 30 - zusammenhält, auf eine Linie bringt, Brücken über Meinungskluft baut, die es spätestens seit 1969 immer wieder auch innerhalb der Fraktion gibt. Denn dieses Jahr 1969 brachte für die Fraktion eine bedeutsame

Zäsur: mit den jungen Leuten wurde eine ganz andere Auffassung von parlamentarischer Arbeit eingebracht, als es vorher üblich war. So manchen Seufzer so manch eines höheren Verwaltungsbeamten („Früher war es anders“) mag diese recht junge Fraktion mit respektablen Fachleuten in ihren Reihen schon ausgelöst haben.

Ob's früher denn auch besser war, wird nie mitgeseufzt.

Was den politischen Gegner dieser Fraktion und manchmal auch die Verwaltung so verdrießt, das Einbringen von Anfragen

en Masse beispielsweise oder das Reiten einer forschenden Attacke im Rat auf ein Ziel, das den Aufwand vielleicht nicht lohnt - dies hat seinen Ursprung zum großen Teil im noch unverbrauchten politischen Elan gerade der Jüngeren in dieser Fraktion (wo steht schon geschrieben, daß frischer Wind ungesund sei?), zum anderen aber auch in einem tief sitzenden Unbehagen über die Erkenntnis, daß die kommunalen Parlamentarier, wenn sie sich nicht wehren, mehr und mehr in das Räderwerk einer immer komplizierteren Administration geraten. Und daß schließlich Gefahr im Verzuge ist. Die Gefahr nämlich, daß der Rat zum Akklamationsorgan für ohnehin schon in Verwaltungstuben getroffene Entscheidungen degradiert wird. Ein Unbehagen, das so unbegründet schließlich nicht ist und im Grunde nur durch eine Einheitsfront aller Kommunal-Parlamentarier aufgehalten werden kann.

Und wenn beispielsweise der CDU-Stadtvordordnete Günter Knefelkamp, einer aus der Garde der jüngeren um Siegfried Szelag, Josef Kohlenbach und Manfred Laufer, vor dem Rat lauthals den „goldenen Zügel“ beklagt, mit dessen Hilfe das Land die kommunale Selbstverwaltung mehr und mehr ad absurdum führe, so ist dies ohne Zweifel ein Teil dieses Unbehagens, das sich hier artikuliert - der offensichtlichste Teil zumal. Daß das Klagegedicht des Einzelnen nicht zum Klagechor des gesamten Rates anschwillt, ist hinwiederum Zeichen dafür, daß der ruhige Stil der „goldenen 50er“ aus dem Ratssaal noch keineswegs verschwunden ist. „Die da oben werden's schon richten.“ Vielleicht auch konnte man nur über einen politischen Graben nicht springen und war so am Mitsingen gehindert, wer weiß es?

Diese CDU-Fraktion also, nicht Opposition, aber auch nicht braver Bestandteil einer heilen Ratswelt wie anderswo, wird ihren Stil weiterpflegen: opponieren, wo zu opponieren ist, immer im Bewußtsein, daß es ungeheuer schwer ist, Opposition zu sein in einem Entscheidungskörper, dessen Befugnisse eine gar nicht selbstverwaltungsfreundliche Landesmacht stückchenweise amputiert: Salami-Taktik à la Düsseldorf. Vielleicht kann man es auf diese Formel bringen: Wenn es einer Minderheitsfraktion einmal wieder möglich sein wird, auch im Gemeindeparlament die klassische Rolle der Opposition zu spielen - dann hat sich der kommunale Parlamentarismus freigeschwommen.

An der Herner Opposition wird's nicht liegen.

Heinz Kurtzbach

# „Ich habe im Leben nicht oft auf der Sonnenseite gestanden“

## Aus Briefen an zwei Oberbürgermeister

Über die Funktion eines Oberbürgermeisters läßt sich vieles sagen. Man braucht nur die Gemeindeordnung aufzuschlagen, um zu sehen, was alles er als Vorsitzender des Rates zu tun und zu lassen hat. Nirgends dagegen steht beschrieben, was sonst auf ihn zukommt: an Bitten, Klagen, Beschwerden, Sorgen. Und erst recht gibt es kein bedrucktes Papier, das ihm sagen könnte, wie er damit fertig werden soll. Das Niemandsland zwischen gesetzlicher Pflicht und politischer Notwendigkeit, diesen undefinierbaren Streifen, auf dem die menschlichen, die völlig privaten Nöte wuchern, den muß er nach eigenem Ermessen beackern.

Es gibt kaum etwas, das dem OB nicht anvertraut würde. Tagtäglich gehen Briefe ein - und Antworten raus. Bei weitem nicht immer kann er helfen; denn oft genug ist er die letzte Anlaufstelle, wenn sonst nichts und niemand mehr hilft.

Und so zählen Robert Brauner und Manfred Urbanski (wie ihre Kollegen anderswo auch) die tägliche Bürgerbrieflektüre zu den Selbstverständlichkeiten ihres Amtes - wie Sitzungen, Vorsitze und hoch-

offizielle Vertretungen. Auf die Frage wie er das zeitlich verkrafte - schließlich ist die Oberbürgermeisterei ein Ehren- und kein Hauptamt - sagte Urbanski: „Hätte ich dafür keine Zeit, wäre ich für den Posten nicht geeignet. Der Kontakt zum Bürger gehört einfach dazu.“ Nicht anders Brauner: „Da haben die Leute ein Recht drauf, daß ich sie anhöre und ihre Briefe beantworte.“

Fünzig bis sechzig Prozent aller Briefe an die OBs haben Wohnungs-, Hausordnungs- und Mietprobleme zum Inhalt. Die zweitgrößte Absendergruppe befaßt sich mit Sozialproblemen. Es sind nicht immer weltbewegende Geschichten, aber den Betroffenen bewegen sie eben doch; und den OB auch. Zum Beispiel in diesem Falle: „Ich möchte mich mit einer Beschwerde an Sie wenden. Da ich auf der Weichselstraße im Obdachlosenasyll wohne und meine drei Kinder den Hort der Stadt Herne besuchen. Und dieser Kinderhort somit Ihnen unterstellt, möchte ich Sie mal fragen, ob das Aufsichtspersonal das Züchtigungsrecht zusteht. Da eines meiner Kinder dort von einem Fräulein zweimal eine Backpfeife und noch Schläge

An den Oberbürgermeister  
Robert Brauner

469 Stadt Herne  
Rathaus

Betr.: Rentenanspruch  
Sehr geehrter Herr Oberbürg

hinter den Kopf bekam. Und alles nur weil es eine Mütze in die Luft warf und dabei ein Stück von der Lampe runter holte.“ Am Ende des Briefes heißt es dann: „Werfen Sie bitte den Brief nicht im Papierkorb. Weil er von der Weichselstraße kommt!“ Brauners Antwort: „Darf ich Sie bitten, mich im Rathaus aufzusuchen. Wir werden dann über die Angelegenheit persönlich sprechen.“

Manch ein Brief beginnt mit der bangen Bitte, ihn nicht gleich in den Papierkorb zu werfen. Andere werben um Verständnis mit ihrem Schicksal („Ich habe im Leben nicht oft auf der Sonnenseite gestanden . . .“). Und wieder andere bitten, einem Angehörigen zu helfen, der selber Angst hat zu schreiben: „Trotz seiner Arbeitswilligkeit wird mein Sohn immer wieder vom Arbeitsamt zurückgewiesen.“ Brauners Antwort: „Ich habe mit dem Leiter des Arbeitsamtes gesprochen, der bereit ist, ihren Sohn zu vermitteln, es bedürfe da aber der aktiven Mithilfe Ihres Sohnes. Ich möchte mit Ihrem Sohn einmal sprechen und schlage dafür Montag, den . . . . . vor.“

Karl Schröder  
469 Herne  
Kaiser-Otto-Str.

Abs.: Karl Schröder, 469 Herne, Kaiser-Otto-Str. 11

ermeister!

Es gibt auch, leider seltener, heitere bis erfreuliche Anlässe für einen OB zu helfen. Auf Urbanskis Schreibtisch flatterte eines Tages ein Brief mit einem Tausendmarkschein. Daran hing ein Briefchen mit dem Hinweis: „Für etwas, das ich mir in Kriegzeiten widerrechtlich angeeignet habe. Machen Sie den älteren Mitbürgern damit eine Freude.“ Urbanski machte.

Selbst Kinder haben inzwischen spitzgekriegt, daß über den OB was zu machen ist. Brauner las eines Tages in einem Brief von drei Jungen, daß sie nie so recht wüßten wo sie spielen sollen. Der einzige Spielplatz in der Nähe wäre für Kleinkinder, und das einzige freie Grundstück hätte die Zeche. Aber gerade da könnten sie so gut eine Bude bauen.

Brauner machte einen Termin mit den Nachwuchsbürgern. Pünktlich wie die Maurer klopfen sie auch an: verlegen bis keck und zwei von ihnen trotz milden Wetters mit Handschuhen, die sie auch beim „Guten Tag“ nicht auszogen. Auf die Frage, ob ihnen kalt wäre, erklärten sie, zum Händewaschen wäre leider keine Zeit

mehr geblieben. Der OB ließ sich die Sache mit der Bude erklären, vermittelte ein Gespräch mit dem Liegenschaftsverwalter der Zeche, und riet den dreien, dort vorsichtshalber mit sauberen Händen, dafür ohne Handschuhe aufzutauchen.

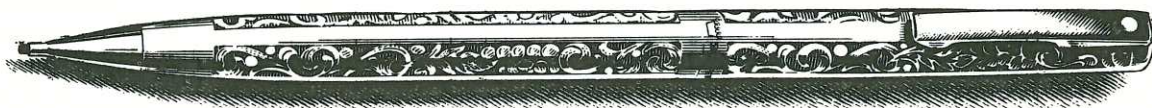
Was es bedeutet, sich mit Kindern anzulegen, weiß speziell Urbanski. Als in Wanne-Eickel das Gerücht kursierte, die Stadt wolle ihr Kinderkurheim Norderney schließen, konnte sich der OB vor den Spröblingsprotesten kaum retten. Und die lieben Kleinen nahmen durchaus kein Blatt vor den Mund. Wörtlich und in bunten Zeichnungen ließen sie den Rat und seinen Vorsitzenden sehr deutlich wissen, was von ihm und seinem Rat zu halten wäre, wenn... Der Erfolg gibt ihrer direkten Sprechweise recht. Das Heim ist und bleibt Kinderkurheim der Stadt Wanne-Eickel.

Überschätzen sollte deshalb niemand die Möglichkeiten eines Oberbürgermeisters. Wer im Halteverbot parkt und sich beim Stadtoberhaupt über die Zehnmarks-Verwarnung beschwert, der hat von vornherein die falsche Adresse gewählt. Und auch in

ernsteren Unmutsfällen kann der Oberbürgermeister nicht helfen, indem er einfach „von obenherab“ den deus ex machina spielt. Nach der gesetzlichen Strickart seines Amtes ist er weder Halbgott noch Wundertäter. Deshalb liegt derjenige Bürger am besten, der es erstmal selbst versucht. Denn auch die Ämter und Behörden helfen gern, wenn sie eben können. Meistens jedenfalls. Wenn das aber mal nicht so ist, vermittelt der Oberbürgermeister natürlich gern. Nach Urbanskis Devise: Der Bürger hat nicht für die Verwaltung, sondern die Verwaltung für ihn da zu sein.

Dieter K. Widera

# Notizen



**GLAZ.** Vorläufig wird es auch bei der Stadtverwaltung in Herne bei der bis jetzt üblichen Arbeitszeitregelung bleiben. Die ursprünglich vorgesehene Einführung der gleitenden Arbeitszeit (kurz Glaz genannt) wurde vom „kleinen Stadtparlament“, dem Hauptausschuß, zurückgestellt. Und zwar mit Rücksicht auf die Zusammenlegung der Stadt mit Wanne-Eickel. Man wollte verhindern, daß in diesem Jahr eine neue Arbeitszeit kommt und im nächsten Jahr schon wieder. Denn voraussichtlich werden die Wanne-Eickeler Angestellten und Beamten ihre derzeitige Regelung (mittwochs am Nachmittag dienstfrei) über die Neugliederung retten und dafür auf die Glaz verzichten wollen.

**SEEHUNDE.** Auch in nächster Zukunft werden im Tierpark am Gysenberg die Pinguine unter sich bleiben. Das bedeutet, Seehunde werden nicht wieder angeschafft, solange nicht ein größeres Becken mit einem ausreichenden Abstand zwischen Tier und Besucher angelegt werden kann. Diese Entscheidung dient nicht zum Schutz der Besucher sondern dem der Tiere. Seehunde sind nämlich sehr infektionsanfällig. In der Essener Gruga zum Beispiel (dort informierte sich jüngst Hernes Stadtverwaltung) sind vor drei Jahren fünf und kürzlich erst drei Seehunde an einer Viruserkrankung eingegangen. Im übrigen sind alle Gysenberger Gehege angemessen bewohnt, die Bewohner - vom gerade erstandenen Zebra bis zum alteingesessenen Kamel - wohl auf.

**DIENSTREISE.** Um einmal zu vergleichen, wie anderswo Mehrzweck- und Kulturzentren funktionieren, hat sich eine gemischte Herner Rats- und Verwaltungsdelegation im Südwesten umgesehen. Auf dem Besichtigungsprogramm standen fertige Projekte in Basel, Böblingen, Esslingen und Sindelfingen. Beeindruckt waren die Reisetilnehmer vor allem von der mehr als soliden Ausstattung der Hallen und natürlich auch von der Finanzkraft der Kommunen dort. Andererseits konnten sie feststellen, daß die Kombination von Mehrzweckhalle, VHS, Bücherei, Jugendclub und Bildstelle nirgends so harmonisch unter ein Dach praktiziert wurde wie in Herne geplant. Unter dem Gesichtspunkt fällt der Verzicht auf diese und jene Einrichtungs-Extras ziemlich leicht. Schließlich ist das Herner Unternehmen erst in zweiter Linie fürs Auge, zu allererst jedoch auf den bürgerschaftlichen Bedarf abgestimmt; denn der wird vorläufig nur sehr mangelhaft befriedigt: die Bücherei sitzt in einem alten Feuerwehrdepot, die VHS in weitverstreuten Mieträumen, Theater wird im Kino gespielt, und Säle gibt es so gut wie keinen mehr in der Innenstadt.

**SPIELZEUG.** Früher saugte sie 500 Volt aus den Oberleitungen links und rechts des Rhein-Herne-Kanals, heute ragen ihre Bügel funktionslos gen Himmel. Die letzte große Fahrt der Treidellokomotive, die bis vor zwei Jahren noch Lastkähne durch die Kanalschleusen schlepte, endete im Revierpark. Das Wasserstraßen-Maschinenamt schenkte der Stadt Herne das gute alte Stück als Bereicherung für den Spielplatz am Gysenberg. Dankbar dafür ist die Stadt aber nicht allein den Spendern, sondern auch der Wanne-Eickeler Firma Heitkamp, die es - kostenlos - auf sich nahm, den 15 Tonnen schweren Klotz zu transportieren und sachgerecht aufzustellen.

**ABSCHRECKUNG.** Vom Aufwärtstrend bei den Gehältern im öffentlichen Dienst profitieren auch die städtischen Dienstthunde in Herne, fünf an der Zahl. Rückwirkend ab Januar bekommen sie für ihre Abschreckungsaufgabe 90 statt wie früher 63 Mark pro Monat. Damit liegen sie allerdings um acht Mark unter dem Betrag, den das Landesinnenministerium den Polizeihunden zugesteht. Die Stadtverordneten als Zuständige in „Personalangelegenheiten“ waren der Meinung, eine solche Differenz wäre gerechtfertigt, weil die städtischen Vierbeiner städtische Dienststätten haben, während die Polizeihunde privat bei ihrem Führer untergebracht sind.

**BLUMENMARKT.** Mit jedem Meter, den in Herne die U-Bahn vorankommt, entfaltet sich die Bahnhofstraße zu dem, was sie früher schonmal war: zu einer der attraktivsten Geschäftsstraßen im Revier. Schon in diesem Sommer wird das erste Teilstück über dem Tunnel dezent farbig plattiert und mit traubenartig aufgehängten Quecksilberdampf-Lampen dekoriert. Auf Vorschlag der Geschäftsleute soll die Straße später auch für einen Blumenmarkt freigegeben werden.

**KOKEREI.** Auch die letzte der einstmals zahlreichen Kokereien auf Herner Stadtgebiet gehört inzwischen der Vergangenheit an, weil der Kokskohlebestand auf der Verbundanlage Friedrich der Große/Mont Cenis den Betrieb nicht mehr lohnte. Außerdem befanden sich die Kokereiöfen, die ältesten weit und breit, in einem bereits reichlich schütterten Zustand. Für die Beschäftigten war ein neuer Arbeitsplatz frühzeitig reserviert.

**HOCHMODERN.** Der Neubaukomplex Turnhalle mit Lehrschwimmbecken an der Görresschule in Röhlinghausen ist nahezu fensterlos; nur in die Umkleieräume dringt ein wenig Fensterlicht. Wer da aber vermutet, hier hätte das Hochbauamt einen Schildbürgerstreich vorgeführt, der irrt. Tatsächlich ist diese Baukonzeption gut durchdacht: erstens werden auf diese Weise gewaltige Heizkosten eingespart, zweitens können in dieser Halle (sie liegt abseits) keine Scheiben eingeworfen werden, und drittens dient sie weitgehend dem Vereinssport, der ohnehin abends, bei Kunstlicht, stattfindet. Und noch ein Gesichtspunkt: Hallen mit Lehrschwimmbecken und Fenstern zeigen wegen der hohen Innentemperaturen und der ebenso hohen Luftfeuchtigkeit schon wenige Jahre nach dem Bau Korrosionsschäden in den Fensterkonstruktionen. Das wird es hier nicht geben.

**MUSIKWERKSTATT.** Die Herstellung von Musikinstrumenten, Experimente mit ihnen, gemeinsames Musizieren, die Produktion musikalischer Werke auf Tonband und Schallplatte - das alles ist möglich in der Musikwerkstatt, die die Jugendkunstschule im Wanne-Eickeler Jungengymnasium eingerichtet hat. Kurse für Kinder und Jugendliche (9 bis 20 Jahre) sollen den Spaß an der Musik vermitteln helfen. Vorkenntnisse sind nicht erforderlich. Sinn der Übung: im gemeinsamen Spiel wird die Wahrnehmungsfähigkeit geschärft, die Kreativität gefördert, das Gruppenverhalten sozialisiert. Außerdem erlaubt die Möglichkeit, Instrumente selbst zu bauen und zu erproben, ein intensiveres Verhältnis zum Instrument und zur Musik. Auch die Grenzen der Musik zu anderen Kunstformen sollen erschlossen werden: durch Umsetzung von Musik in Malerei, Sprache oder Tanz.

**EICKLO.** Auf einer Baumrinde findet sich die älteste Nachricht über das Geschlecht derer von Eickel. Es heißt dort: Vor der Burg zu Eicklo hat Karolus Magnus absteigen müssen und haben die ihm von Eicklo lange zu schaffen gemacht. Damit nun auch die jüngeren und die weniger geschichtsbewußten Wanne-Eickeler wissen, welch heroische Vergangenheit sie unter den Füßen haben, kümmert sich neuerdings die Brauerei Hülsmann um die Heimat-Historie: sie bedruckt damit ihre Bierdeckel. Und die verbreiten sich bekanntermaßen leichter als Geschichtsbücher.

**PFEIFEN.** Übers Jahr wird die Laurentiuskirche in Wanne-Eickel wieder eine ansehnliche, klanglich abgerundete Orgel haben, nämlich die, die sie auch früher schon besaß. Irgendwann und aus irgendwelchen Gründen (kein Mensch weiß es) war das Instrument auseinandergeragt worden. Die Bruchstücke sollen nun in Dorsten ganz zerlegt und anschließend an die Firma versandt werden, die vor 75 Jahren die Orgel gebaut hat. Im April 1975 wird der Laurentius-Organist wieder alle 30 Register ziehen und alle 2238 Pfeifen anblasen können.

**PRO GRÜN.** Endlich sind die Umweltschützer in Wanne-Eickel nicht mehr auf Schützenhilfe der Nachbarschaft angewiesen. Sie haben ihren eigenen Verein „pro grün“. Der erste 1. Vorsitzende, Hans Lux, erklärte nach der konstituierenden Sitzung: „Wir wollen kein Bauverhinderungsverein sein.“ Aber „pro grün“ will in der Bürgerschaft das Interesse am Umweltschutz wecken und sich um die Erhaltung und Förderung der so wieso schon knappen Grünflächen bemühen.

**ALTENCENTER.** Das städtische Altenheim in Wanne-Eickel wird sich durch einen Erweiterungsbau zu einer großzügig angelegten Stätte der Begegnung, zu einem Altencenter, entpuppen. Auf diese Weise schlägt die Stadt zwei Fliegen mit einer Klappe: sie modernisiert das vorhandene Haus und liefert zusätzlich einen Service, von dem auch die Senioren profitieren können, die nicht dort wohnen. Vorgesehen sind eine Beratungsstelle, eine Vermittlungstelle für Dienstleistungen (Handwerker, Putzhilfen, Arzt), eine Anmelde- und Abwicklungsstelle für Altenerholungen, eine Altenbücherei (mit Hörbücherei für Blinde), ein Altencafe, eine Bastlerwerkstatt und zwei Kegelbahnen.

**FEUERPROBE.** Die Wohnungsvermittlungsstelle der Wanne-Eickeler Stadtverwaltung hat ihre Feuerprobe gut bestanden. Von Juli 1973 bis Anfang dieses Jahres wurden mit ihrer Hilfe rund 70 Wohnungen „umgesetzt“. Einen weit höheren Umsatz erwarten die Kommunalmakler für die Zukunft, weil auch die letzten Mängel an Erfahrung jetzt beseitigt sind. Ermutigt vom nachbarschaftlichen Erfolg hat inzwischen auch der Herner Hauptauschuß die Verwaltung beauftragt, einen Wohnungsnachweis einzurichten. Damit werden Wohnungsuchende wie-bietende im ganzen Gebiet der neuen Stadt Herne einen funktionierenden Service vorfinden.

**ZUWACHS.** Der Mini-Zoo im Eickeler Volkspark mausert sich allmählich zu einem Konkurrenzunternehmen für Hernes Tierpark am Gysenberg in Sodingen. Zwar hapert es noch mit den Unterbringungsmöglichkeiten für größere Dauergäste, dafür wächst das Sortiment der kleineren Zwei- und Vierbeiner. Vor allem aber wächst die Spendenfreudigkeit der Wanne-Eickeler Bürger: ein kleiner Junge schenkte seine beiden Meerschweinchen-Böcke (samt Käfig), der Ostfriesenverein stiftete einen Schafsbock, Geflügelvereine trennten sich von ausgefallenen Enten- oder Hühnersorten, Firmen steuern Kamerunschafe und andere zoologische Raritäten bei. Um ein Haar wäre den Besuchern ein Waschbär präsentiert worden. Weil ein passendes Gehege fehlte, wanderte das Tier nach Bochum weiter.

**BRÜTEZEIT.** Die Zahl der Taubenzucht-Unkundigen ist selbst in Wanne-Eickel und Herne erschreckend groß. Deshalb und weil gerade die Herzen der Experten davon voll sind, und weil gerade jetzt der Jahrgang 1974 ausschlüpft, hier eine kleine Nachhilfe: Etwa 10 bis 14 Tage nach der Paarung erfolgt das erste Gelege von zwei Eiern; die anschließende Brütezeit dauert rund 17 Tage. Am sechsten oder siebten Tag nach dem Schlüpfen erhält die junge Taube einen Ring, der Züchter eine Eigentumsausweiskarte. Bereits im Herbst dieses Jahres werden die jungen Tauben auf ihre erste Reise geschickt. Drei Trainings- und sechs Preisflüge sind vorgesehen; die kürzeste Flugstrecke beträgt 25, die weiteste 320 Kilometer.



**D**ie einen empfinden ein Gemisch von Neid und Bewunderung für ihn, die anderen hegen Scheu, die dritten sehen in ihm einfach den Verrückten, für den der Beruf Hobby ist. Dazwischen liegt eine weite Palette von Wertungen, falschen und richtigen. In allem sind sich aber alle einig: Respekt vor der manchmal leicht unheimlichen Arbeitsleistung, dem Durchhaltevermögen, der oft verblüffenden Kenntnis seines Verantwortungsbereiches. Er selbst empfindet sich als ein „Preuße“, der nach den Kriterien „Fleiß, Leistung, Wirtschaftlichkeit und Menschlichkeit“ urteilt.

Von sich selbst fordert er am meisten: vor dem offiziellen Dienstbeginn sitzt er schon hinter seinem Schreibtisch, Stunden nach Dienstscluß arbeitet er noch immer in seinem Büro. Er ist der Kärner der Stadtverwaltung Herne, bei dem alle, aber auch wirklich alle Fäden der Verwaltungsarbeit zusammenlaufen: Walter Krummrey. Er ist für den Bleistiftanspitzer in der Materialausgabe verantwortlich, aber auch dafür, daß möglichst der richtige Mann auf dem richtigen Platz sitzt.

Sein Verantwortungsbereich umschließt: Organisation, Rationalisierung, Personaleinsatz, Arbeitsplatzbewertung und -aufsicht; er ist die Beschwerde-Instanz für 2 200 Mitarbeiter, und wenn einem Bürger ein Verwaltungsbediensteter nicht „schmeckt“, dann ist auch Krummrey zuständig. Das Beschwerdebuch bei der Stadtverwaltung trägt gottlob nur selten einen Vermerk. So geräuschlos funktioniert die Verwaltungsmaschinerie.

Der Sessel, auf dem der Verwaltungsdirektor Walter Krummrey sitzt, ist naturgemäß der undankbarste in der gesamten Verwaltung, der Konfliktstoff ist ihm bereits vorgegeben. Ärger, Verdruß und Schimpferei, weil es nun einmal unmöglich bleibt, alles richtig und allen recht zu tun - dies alles muß Krummrey hinnehmen. Er tut's äußerlich gelassen (und manchmal sogar so, als hätte er auch daran Spaß).

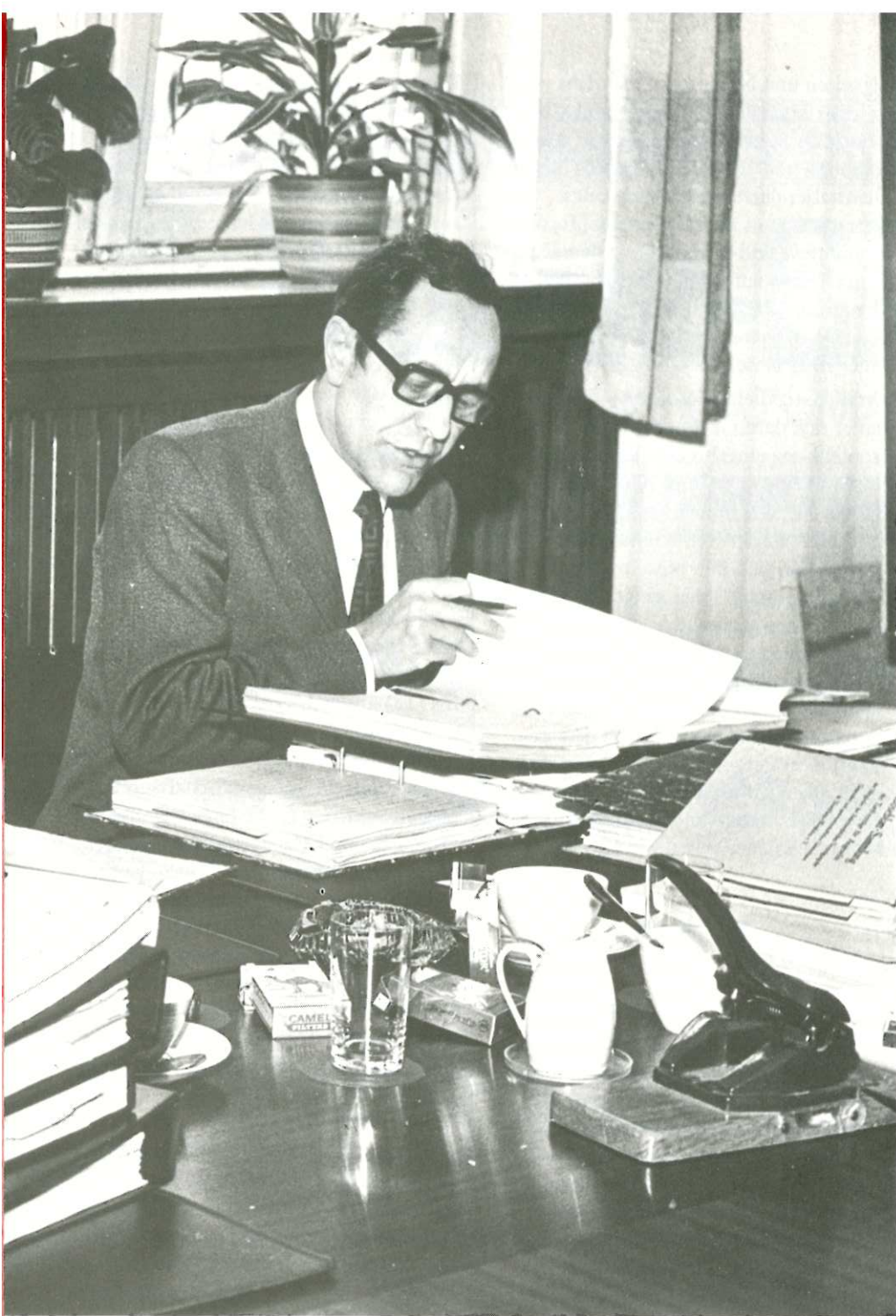
Anders, und kaum vergleichbar, Krummreys Wanne-Eickeler Pendant Oswald Distelrath. Er bleibt mehr dem Typ eines Sanguinikers hinzuzurechnen. Zwar verantwortlich für Personal und innere Verwaltungsorganisation, sucht er gern eine breite Basis der Mitwirkung, bevorzugt das Teamwork und dele-

giert Entscheidungsbefugnisse. Distelrath, auch er Verwaltungsdirektor und Chef des Personal- und Hauptamtes, pflegt eine sehr verbindliche, eher unpreußische, Tonart. Erfahren, ja bereits ein wenig angegraut (was keine Frage des Alters ist), seit über drei Jahrzehnten in der Kommunal-

# Die „grauen

## Wer verwaltet die Verwaltung?





fast immer „Kollegen“. Das ist für ihn selbstverständlich, „weil ich ein alter Gewerkschaftler bin, über 20 Jahre in der ÖTV tätig“; lange Zeit davon als Mitglied im Verwaltungsvorstand der ÖTV und des DGB.

Würden nicht Wände und Schreibtische durchdringende, knochenharte Anforderungen der „modernen, leistungsorientierten Industriegesellschaft“ auch die Kommunaiverwaltung bestimmen, dann könnte von Distelraths Schreibtisch ein Hauch von Gemütlichkeit ausgehen. So aber gelten für ihn (siehe Krummrey) die Merkmale Fleiß, Leistung und Führungsqualität: „Allerdings darf darüber der Mensch nie vergessen werden.“ Der ranghöchste Mann der internen Verwaltungsarbeit, im spartanisch eingerichteten Wanner Amtshaus-Büro, praktiziert den Weg, Verantwortungsgefühl durch Delegation von Entscheidungen zu wecken und zu entwickeln. Ist eine Aufgabe delegiert, so hat ihr Träger auch dafür geradestehen. Hier neigt sein Herner Kollege Krummrey - Preuße, der er ist - zu patriarchalischeren Führungsformen. Auch er läßt geradestehen, aber er setzt sich selbst nicht.

„Die Verwaltung muß ökonomisch wie nur irgend möglich arbeiten!“ Das bedeutet, übersetzt aus dem Preußischen: äußerste Sparsamkeit. Hemes Krummrey schneiderte danach den Organisationsplan und setzte ihn in die Praxis um. Energischer Verfechter des Leistungsprinzips, nutzt er dies, soweit die gesetzlichen und tariflichen Bestimmungen nicht hemmen, konsequent als oberste Maxime. Die Anwendung des Leistungsprinzips hier heißt: Was kann eine durchschnittliche Kraft bringen? So bewältigte Krummrey eine der schwierigsten Aufgaben: die Bewertung eines jeden einzelnen Arbeitsplatzes in der Verwaltung. Dazu mußte er in einer jahrzehntelang festgeschriebenen Hierarchie Berge abtragen, verharschte Positionen aufbrechen. Es gelang ihm.

# Eminenzen

Von Kurt Schiksnus

verwaltung, kennt er sich aus in der Vielschichtigkeit der „Etagen“ und Winkelzüge.

Das gute Verhältnis der Mitarbeiter untereinander und das Vermeiden eines Mauerbaus zwischen den hierarchischen Ebenen

hält Distelrath für den wichtigsten Grundsatz mit, wenn eine Verwaltung gut funktionieren soll. Er findet, ein gutes Betriebsklima strahlt letztlich auch aus auf den Umgang mit dem ratsuchenden Bürger. Wenn Distelrath von den Beschäftigten im Wanne-Eickeler Rathaus spricht, so nennt er sie

Und noch mehr: Für die Verwaltung der neuen Stadt Herne, nach der Vereinigung mit Wanne-Eickel, steht nach diesem Modell der Stellenbedarfsplan bereits jetzt, mühevoll erarbeitet in langen Monaten mit Wanne-Eickel - und Distelrath. Jeder einzelne Arbeitsplatz ist festgelegt und bewertet, daß heißt mit den künftigen Tätigkeitsmerkmalen versehen.

Das bedeutet: von der Organisation her kann die neue Stadtverwaltung von heute auf morgen ihre Arbeit aufnehmen. Modernes Management in der Kommunalverwaltung; auch das gibt es, trotz zäher Vorurteile, schon. Nur die Leute sind noch nicht benannt, die auf den neuen Stühlen im neuen Herne sitzen werden. „Über Personen“, so Krummrey, „werden wir nach den Ferien, im September, zu reden beginnen!“ Hier liegt die zweifellos delikateste Aufgabe der Verwaltungsneugliederung. Denn: im neuen Gliederungsplan sind 35 Stadtämter ausgewiesen; mit anderen Worten: eine Addition der derzeitigen Ämter in Herne und Wanne-Eickel ergibt etwa die doppelte Zahl von Amtsleitern, die aber nicht alle die gleiche Position auch in der neuen Stadt behalten können. Darunter bieten sich in der Hierarchie ähnliche Bilder. Klar ist nur, so Krummrey und auch Distelrath: „Eine Addition von Stellen wird nicht vorgenommen!“ Folglich ergibt sich ein personeller Überhang.

Zugleich aber gilt: „Jeder Mitarbeiter der heutigen Verwaltungen Herne und Wanne-Eickel erhält auch in der neuen Verwaltung einen Arbeitsplatz!“ Allerdings ergibt sich nach gewisser Zeit eine Einsparung von Stellen durch natürlichen Abgang und durch Ausnutzung der flexiblen Altersgrenze. Walter Krummrey weiß: „Das es zu einigen Härten kommt, kann nicht ausgeschlossen werden, ebenso, daß der eine oder andere Mitarbeiter mit dem ihm zugewiesenen Arbeitsplatz nicht voll zufrieden sein wird.“ Die Arbeit in der neuen Verwaltung bringt eine Fortschreibung des Leistungsprinzips der alten, was auch für die Rationalisierung gilt. Ja, vielmehr dürfte noch viel stärker auf die Erfüllung beider Merkmale geachtet werden, da das Heer der Bediensteten sich über Nacht verdoppelt.

„Erfüllung des Leistungsprinzips erfordert zugleich Leistungsbereitschaft des einzelnen.“ stellt Krummrey heraus, und er berücksichtigt, daß hier etliche Probleme einfließen. Die Leistungsbereitschaft zu fördern durch einen Einsatz, der den Fä-

higkeiten und Neigungen entspricht - das ist leider noch ein unerreichtes Ideal. Nicht zuletzt durch die starren Grenzen des Besoldungs- und Tarifrechts. Lebens- und Dienstalter dürften eigentlich keine Schranken zum Aufstieg setzen, fordert Krummrey, und er verweist in dem Zusammenhang auf die gewerkschaftliche Forderung nach Realisierung des Leistungsprinzips. Er selbst streitet seit jeher, auch im DGB-Beamtenausschuß, für die Verwirklichung dieser Forderung. Bis jetzt hat er sich damit leider nur einen Zweifrontenkrieg eingebrockt: leistungsbereite und leistungsfähige Mitarbeiter muß er mit den immer noch geltenden Laufbahnvorschriften bremsen, und die anderen sind ihm böse, weil er ihr Sitzfleisch (auch Treue genannt) angeblich nicht genügend honoriert. Krummrey kennt das, aber er kennt auch die berechtigten Erwartungen der steuerzahlenden Öffentlichkeit, und so tanzt er auf einem Seil, von dem er längst heruntergefallen wäre, wenn ihm nicht eine weit und breit beispiellose personalrechtliche und -politische Sachkenntnis Balance geben würde.



Distelrath läßt in allem, was er sagt, erkennen, daß er den Erfolg nur sucht, wo er menschlich vertretbar ist. Stolz ist er zum Beispiel darauf, daß Wanne-Eickel 1967 als eine der ersten Städte die Datenverarbeitung installierte, weil sie den optimalen Aufbau effektiver Verwaltungsarbeit sicherte. Die Maschine aber, so Distelrath, kann immer nur Entlastung bringen, darf sich dagegen nicht „auf Knochen der Kollegen“ auswirken. Auch bei den Verhandlungen mit der Stadt Herne zur Organisation der Verwaltung für die neue Stadt hat sich Wanne-Eickel stets dafür eingesetzt, daß die menschliche Komponente nicht zu kurz kommt, betont der Verwaltungsdirektor. „Alle Verhandlungen wurden im Geist echter Partnerschaft geführt. Wir haben zu keiner Zeit das Gefühl gehabt, Wanne-Eickeler Interessen würden untergebuttert.“ Nachdrücklich hebt Distelrath auch in privaten Gesprächen hervor, und er tritt damit mancherlei Geraune unter Verwaltungsbediensteten entgegen. Er sieht im Zusammenschluß beider Städte einen „guten Kompromiß.“ Distelrath ist gewiß, daß nach der vollzogenen Vereinigung mit Herne technische Probleme und Emotionen, soweit sie auf beiden Seiten überhaupt spürbar sind, in der täglichen Arbeit rasch abgebaut werden.

Dazu gehört unter anderem auch die leidige Diskussion um die Einführung der „gleitenden Arbeitszeit“. In Herne ist man bekanntlich dafür (vor allem auch Krummrey), stellte sie aber mit Rücksicht auf Wanne-Eickel zunächst zurück. Distelrath seinerseits spricht sich nicht direkt gegen die „Gleitende“ aus, meint aber, ihre Einführung würde dadurch belastet, daß die Kontrolle wiederum Menschen (zusätzliche Kräfte?) ausführen müssen. Anders läge die Frage, wenn diese „undankbare Funktion“ ausschließlich der Maschine, dem Computer, übertragen werden könnte. Das aber ist vorläufig noch nicht realisierbar.

Entspannung, soweit man davon bei einer oft genug 60 Stunden dauernden Arbeitswoche überhaupt reden kann, finden beide Herren vorwiegend in der Familie. Stundenlange Spaziergänge mit Tochter Iris (13) durch das Ostbachtal und entlang des Kanals bevorzugt Walter Krummrey. Ansonsten findet er Entspannung in Fachliteratur und gesellschaftspolitischen Schriften („Die faule Gesellschaft“, „Hierarchie und Management im Wandel öffentlicher Verwaltung“), hinzu gesellen sich eigene wissenschaftliche Arbeiten. Und dann passiert es zuweilen, daß daneben ein Klassiker aufgeschlagen auf dem Tisch liegt. Typisch für die fast ausgestorbene Spezies des Walter Krummrey bleibt ein Bild in seinem Büro: ein Mann, angespannt hinter dem Pflug, zieht schnurgerade Furchen.

Den Feierabend, zu dem „ich mich oft zwingen muß“, nutzt Oswald Distelrath auf vielfältige Weise. Er bemüht sich bewußt um Entspannung. Doch auch da sind Verpflichtungen, z. B. in seinem SPD-Ortsverein. Weg vom Tagestrott ist er jedoch, wenn er die Angelrute im Halterner Stausee oder in der Stever auswirft. „Angeln ist meine Leidenschaft“, bekennt der smarte Verwaltungsfachmann. In das Bild der „Ruhe“ und Geräuschlosigkeit hinein paßt sein anderes Hobby: Billard. Leichte Literatur und Sportinformationen runden das Entspannungsmosaik im Familienkreis.

# Wanne-Eickel

— ANNO DAZUMAL —

## Zum goldenen Jubiläum des Amtes Wanne

am 1. August 1925 soll dieser Bericht von der gewaltigen Entwicklung seiner im Herzen des Ruhrkohlengebietes liegenden Gemeinden das Wichtigste mitteilen, er soll in großen Zügen die Arbeit zeigen, die Verwaltung, Vertretung und Bürgerschaft unablässig und erfolgreich geleistet haben, um den ständig wechselnden und wachsenden Aufgaben gerecht zu werden. Dieser Rückblick auf die Vergangenheit soll der Gegenwart Verständnis für das Gewordene abringen und die Grundlage schaffen zu neuer Arbeit, zu neuen Erfolgen. Durch die Mitarbeit der Beamtenschaft entstanden, will dieser Beitrag zur jüngeren Geschichte unserer Heimat auch die Liebe zu ihr wecken, fördern und vertiefen.

Wo die Beurteilung der heutigen Verhältnisse oder die Abrundung der Darstellung es verlangte, konnte dabei auf die Schilderung auch kleinerer Dinge nicht ganz verzichtet werden.

Nahezu die Hälfte der Berichtszeit durfte ich an den kommunalen Aufgaben des Amtes Wanne mitarbeiten; ich habe es stets freudigen Herzens getan, sein Wohl und Wehe ist mir immer eigenes Wohl und Wehe gewesen und am Jubeltage wird in besonderem Maße mein Herz bewegt von dem Wunsche, daß dem Amte Wanne und seinen Gemeinden in dem gemeinsam mit dem Nachbaramt Eickel erstrebten städtischen Gewande eine glückliche und segensreiche Zukunft beschieden sein möge.

W a n n e, zum 1. August 1925.



Amtmann.

# „Alles Gute kommt wieder..“

Im nächsten Mai, so um die Zeit der Kommunalwahlen, wenn gerade die Wanne-Eickeler und die Herner einen gemeinsamen Rat bestimmen - ausgerechnet dann jährt sich zum 100. Male der Tag, an dem Herne und Wanne (samt Eickel) voneinander getrennt wurden. Solche Zufälle hält die Geschichte bereit! Und soviel Streitstoff auch! Denn „siehste“, werden die einen sagen, „alles Gute kommt wieder“, und „bitteschön“, werden die anderen behaupten, „nichts hamse gelernt aus der Geschichte“.

Aber was, bitteschön, ist denn auch aus der reichlich abenteuerlichen Geschichte des heutigen (und bald wieder ehemaligen) Wanne-Eickel zu lernen? In diesem einen einzigen Jahrhundert trennten sich Wanne und Eickel vom Amt Herne, trennte sich Eickel von Wanne, verband sich Wanne wieder mit Eickel und Wanne-Eickel mit Herne, Herne mit Sodingen und nun mit Wanne-Eickel. Während dieses selben Zeitraums gehörten Wanne und Eickel zum Landkreis Bochum, dann zum Landkreis Gelsenkirchen, fast ein halbes Jahrhundert lang sind sie inzwischen gemeinsam kreisfrei.

Trotzdem, ein Grund zu feiern und sich gebührend zu erinnern, ist ein Hundertjähriges. Wir tun es hier ein Jahr vorweg bereits, weil man Feste ja auch feiern kann, bevor sie fallen.

Bis Mai (offiziell bis August) 1875 gab es auf einem Teilgebiet des heutigen Wanne-Eickel / Herne den Amtsbezirk Herne mit den Gemeinden Bladenhorst, Pöppinghausen, Horsthausen, Baukau, Herne, Hiltrop, Holsterhausen, Crange, Bickern, Röhlinghausen und Eickel. Mit Datum vom 22. Mai 1875 teilte der Oberpräsident der Provinz Westfalen mit, daß aus Holsterhausen, Crange, Bickern(Wanne), Röhlinghausen und Eickel ein eigenständiges

Amt zu bilden sei. So geschah es; am 1. August desselben Jahres noch übernahm das neue Amt die Verwaltungsgeschäfte.

Aber nicht gerade für eine Ewigkeit, denn schon am 1. November 1891 schieden die Gemeinden Eickel und Holsterhausen wieder aus und bildeten ihrerseits ein neues Amt. Kleinere Teile von Eickel gingen bei der Gelegenheit an Wanne (Bickern) über.

Bis hierher läßt sich die Entwicklung einigermaßen verständlich beschreiben. In der Folge jedoch nimmt sie teilweise kuriose Züge an. Denn besonders hold müssen sich die Gemeinden im Restamt Wanne nicht gewesen sein. Im Juli 1899 forderten die Röhlinghauser Bürger den Austritt ihrer Gemeinde aus dem Amt Wanne, das lehnte die eigene Gemeindevertretung ab. Im November 1900 forderten die Haus- und Grundbesitzer von Wanne den Austritt ihrer Gemeinde aus dem Amtsbezirk Wanne; die Gemeindevertretung stimmte zu, die Amtsversammlung (da besonders die Röhlinghauser) lehnte ab.

Im Jahre 1902 schließlich wollte die Gemeindevertretung Röhlinghausen dann doch die Bildung eines separaten Amtes Röhlinghausen. Also schickte man eine Delegation nach Arnberg, die für diesen Beschluß beim Regierungspräsidenten werben sollte. Fast gleichzeitig machte sich aber eine zweite Abordnung der Gemeindevertretung auf den Weg zum Landrat in Gelsenkirchen, um mit dessen Hilfe die Selbständigkeit Röhlinghausens als Amt zu verhindern. Nach dem Motto: Einigkeit macht stark.

Damit war der Röhlinghauser Selbständigkeitskomplex keineswegs schon geheilt. Bereits im Juli 1905 beschloß die Gemeindevertretung abermals, die Erhebung der Gemeinde zum Amt, also die Trennung von Wanne, zu beantragen. Das lehnten jedoch die Amtsversammlung und auch der Kreisausschuß ab. Deshalb beschloßen im März 1906 die Röhlinghauser, ihren Antrag in die Schublade zu legen (wegen fehlender Erfolgsaussicht).

Aber schon 1911 müssen ihnen die Erfolgschancen größer erschienen sein. Jedenfalls holten sie ihren Antrag wieder aus der Schublade hervor und reichten ihn in Arnberg ein. Erfolgslos, wie man weiß. Lesenswert ist noch heute (oder besonders heute wieder) die Ablehnungsbegründung, mit der sich damals der Amtmann von Wanne beim Regierungspräsidenten durchsetzte.

Er vertrat den Standpunkt, daß die kommende Entwicklung im ganzen Industriebezirk zu der Erkenntnis zwingt: nicht Trennung sondern der Zusammenschluß liege im Interesse der Gemeinden, weil sie nur dann zur Durchführung ihrer vielseitigen und immer umfangreicher werdenden Aufgaben in der Lage seien.

Ein Standpunkt übrigens, den auch heute wieder der Amtmann von Wanne (inzwischen heißt er Oberstadtdirektor) vertritt.

Übrigens ist das Wort Wanne als Namen einer Gemeinde erst 77 Jahre alt. Das Amt hieß zwar lange schon Wanne, aber erst durch Kabinettsordre vom 13. August 1897 wurde festgelegt, daß die Gemeinde Bickern nun Wanne zu heißen habe. Bis dahin hießen so lediglich einer der drei Bickerner Flurbezirke, der Bahnhof und das Postamt. Allerdings war in Bevölkerungskreisen der Name Wanne immer schon geläufig. Noch heute wird erzählt, er rühre daher, daß die Storp'sche Besitzung (auf die dann der Bahnhof kam) in der „Wanne“ lag. Das stimmt sicher nur teilweise, denn alle Kötter in der Umgebung (auch außerhalb der Wanne) hatten jahrzehntelang im Familiennamen den Zusatz „in der Wanne“ geführt.



Wie nun sah das Amt Wanne um 1875, nach der Trennung von Herne, aus? Von den rund 205 000 Einwohnern des Kreises Bochum, zu dem das neue Amt ja gehörte, lebten in Bickern (mit Crange und Röhlinghausen) und Eickel (mit Holsterhausen) rund 12 000; das waren also rund 5,8 Prozent der Kreisbevölkerung. Das Amt Wanne allein (um das geht es hier, denn Eickel schied 1891 schon wieder aus) machte nur 2,4 Prozent der Kreisbevölkerung aus: in Bickern lebten 2 765 Menschen (darunter 31 nichtpreußische Deutsche und 53 Ausländer), in Crange 251 (ein Ausländer), in Röhlinghausen 1974 (5 nichtpreußische Deutsche, 32 Ausländer). In der Bauernschaft Bickern gab es die Einzelgehöfte Bickerndöme, Horsthöven, Kattenbusch, den Ackerhof an der Feldlinde, den Kötten Buckau, die Ansiedlungen Crangerheide und Pluto und den Bahnhof Wanne; in der Bauernschaft Röhlinghausen die Einzelgehöfte Lakenbruch und Wilbe, die Ansiedlung Bollwerk und die Zechen Königsgrube und Pluto; und Crange schließlich wurde als Kirchdorf bezeichnet (ohne Gehöftangaben).

Als das Amt Wanne von Herne abgetrennt und selbständig wurde, gab es natürlich auch, wie immer noch üblich nach Neuordnungen, Gemeinderatswahlen. Darüber regte sich aber früher niemand groß auf: in Wanne gingen von 116 Wahlberechtigten nur 12 an die Wahlurne, in Crange waren es 9 von 55, und Röhlinghausen 22 von immerhin 351. Die Wahlberechtigten waren, je nach Besitz und Steuern, in drei Klassen aufgeteilt, sodaß auch aus der Wählerliste Rückschlüsse auf den sozialen Zustand der Gemeinden möglich sind. In Bickern gab es immerhin 14 „erstklassige“ Wähler, in Röhlinghausen nur einen; dafür zählte Röhlinghausen 342 „drittklassige“, Bickern nur 80.

Bekanntlich hat jedes Ding zwei Seiten, so auch dieses. Zwar hatte die vorwiegend noch landwirtschaftlich orientierte Gemeinde Bickern eine stattliche Reihe guter Steuerzahler, aber auch eine ebenso stattliche Liste von Mitbürgern, die man

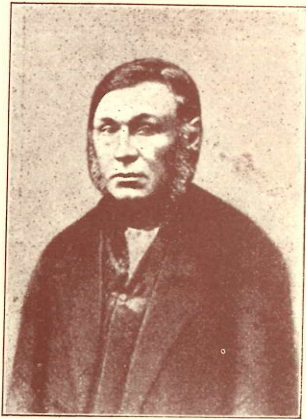




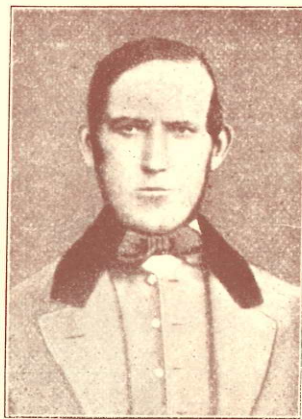
Elisabeth Schmidt

GERMANIA

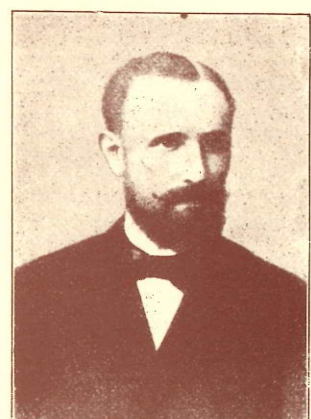
Elisabeth Schmidt



Möller gt. Bickern  
1861 - 1866



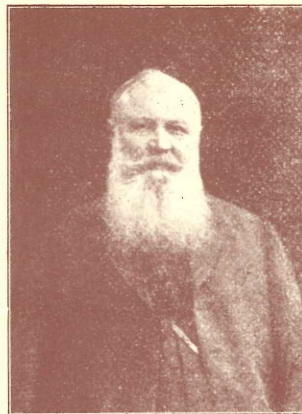
Friedrich Schälke  
1. 1. 1872 - 31. 12. 1877



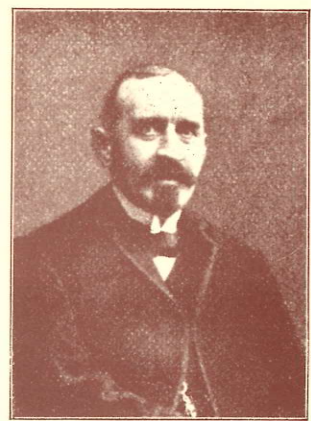
Heinr. Möller gt. Bickern  
1. 1. 1878 - 19. 8. 1884



August Overhoff  
20. 9. 1884 - 14. 3. 1895



Wilhelm Koch  
6. 4. 1895 - 5. 4. 1904



Friedrich Schälke  
6. 4. 1901 - 5. 4. 1919



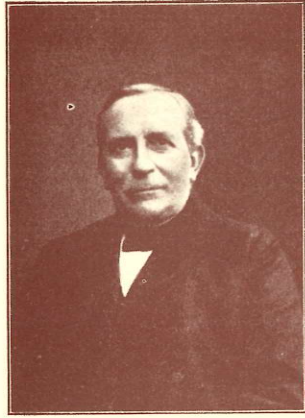
Peter Buschhöfer  
6. 4. 1919 - 25. 7. 1924



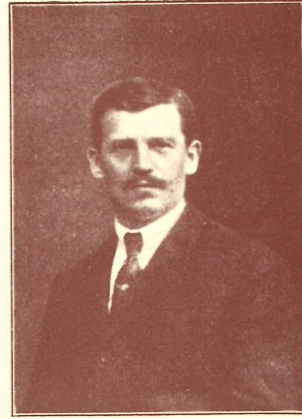
Anton Hockerts  
seit 26. 7. 1924

## Die Gemeindevorsteher von Wanne.



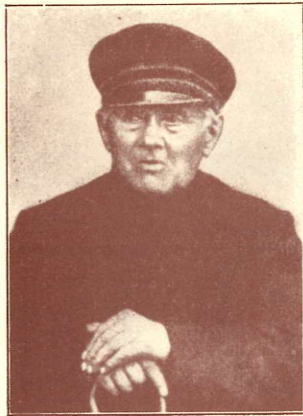


Dietrich Göddenhoff  
16. 8. 1879 - 23. 3. 1919

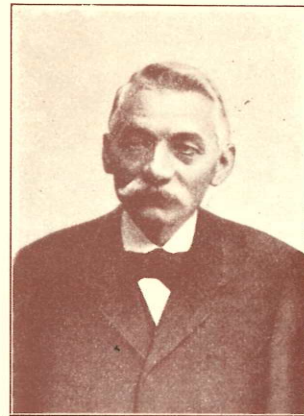


Anton Wandzioch  
seit 8. 4. 1919

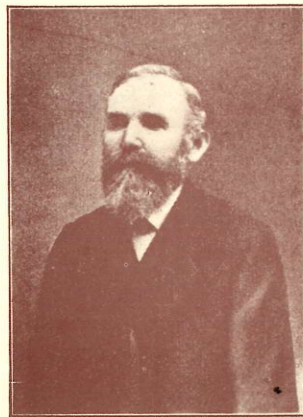
## Die Gemeindevorsteher von Röhlinghausen



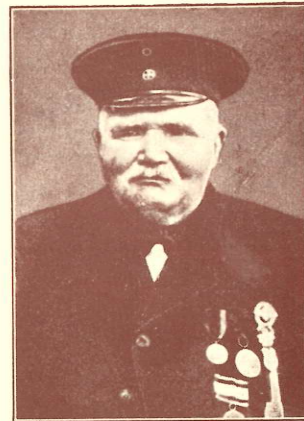
Heinrich Koch  
1861 - 1866



Heinrich Bröbe  
1. 10. 1867 - 27. 10. 1876

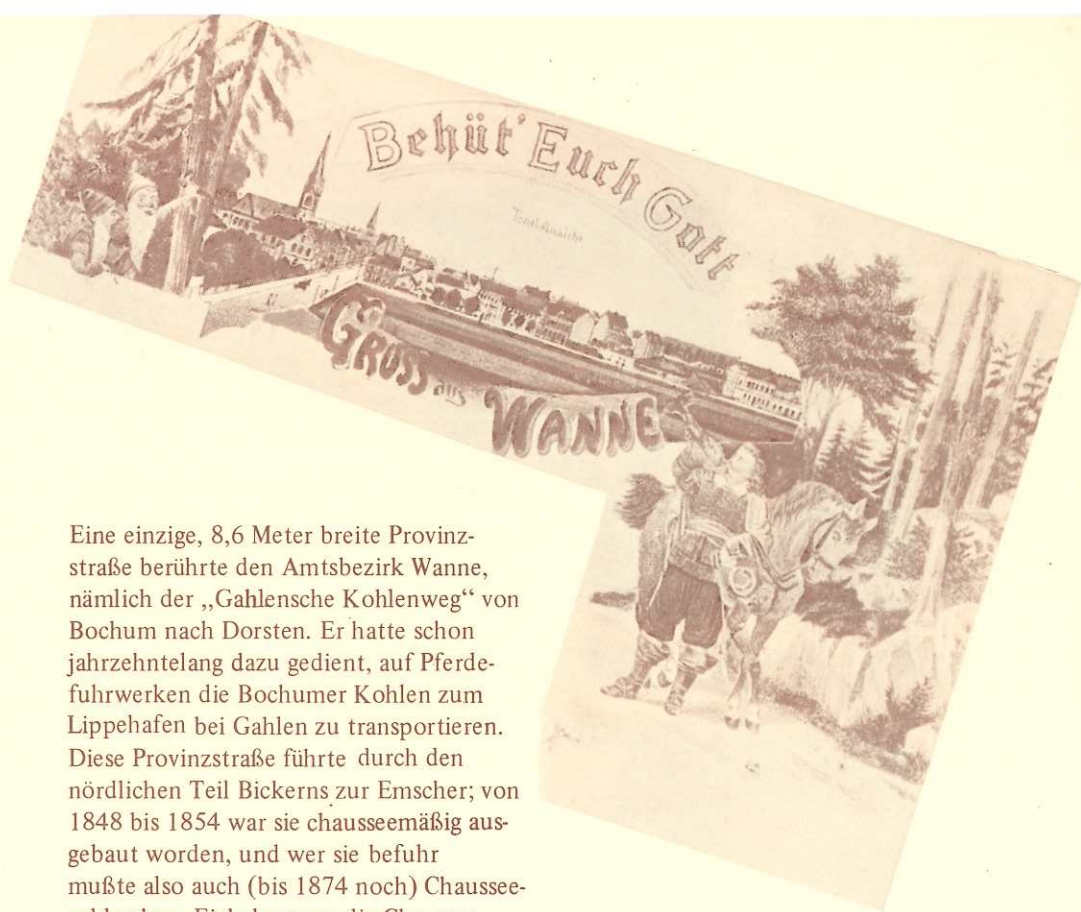


Wilhelm Craney  
28. 10. 1876 - 27. 10. 1882



Wilhelm Lennemann  
28. 10. 1882 - 28. 10. 1906

## Die Gemeindevorsteher von Crange



heute als Sozialfälle bezeichnen würde, nämlich elf an der Zahl im Jahre 1875. Für sie mußte die Gemeindekasse 951 Mark aufbringen. In Röhlinghausen (das strukturell bereits durch zwei Zechen gekennzeichnet war) hatte der Armenverband nur einen Schützling, und der kostete auch nur 72 Mark pro Jahr.

Und das ungefähr brauchte damals in Wanne eine Familie mit drei Kindern (von sechs, vier und zwei Jahren) jährlich zum Leben: 700 Mark für die Ernährung, 110 Mark für die Miete, 40 zum Heizen, 150 für Kleider und Wäsche, 50 fürs Hausgerät, 30 fürs Finanzamt; macht zusammen 1080 Mark. Verdienen konnte ein Bergwerks- oder Fabrikarbeiter etwa 1120 bis 1440 Mark, und ein Handwerker kam auch nicht höher. Für Reisen nach Ibiza war also nicht viel „Luft“.



Der Kohleabbau erreichte 1875, im Gründungsjahr des Amtes Wanne, seinen ersten großen Höhepunkt. In Röhlinghausen hatten Schacht I und II der Zeche Königsgrube schon 1860, sowie 1861 Schacht I der Bergbau-AG Pluto zu fördern begonnen. In Bickern nehmen 1875 Schacht I der Zeche Unser Fritz, 1876 die Schichtanlage Wilhelm der Zeche Pluto die Förderung auf. Allein auf der Zeche Pluto wurden bereits 1150 Arbeiter beschäftigt, auf Königsgrube waren es 970.

Eine einzige, 8,6 Meter breite Provinzstraße berührte den Amtsbezirk Wanne, nämlich der „Gahlensche Kohlenweg“ von Bochum nach Dorsten. Er hatte schon jahrzehntelang dazu gedient, auf Pferdefuhrwerken die Bochumer Kohlen zum Lippehafen bei Gahlen zu transportieren. Diese Provinzstraße führte durch den nördlichen Teil Bickerns zur Emscher; von 1848 bis 1854 war sie chausseemäßig ausgebaut worden, und wer sie befuhr mußte also auch (bis 1874 noch) Chausseegeld geben. Eickel war an die Chaussee durch einen drei Kilometer langen, vier Meter breiten, teils gepflasterten, teils schlackebefestigten Kommunalweg angebunden; ein zweiter Kommunalweg, völlig ungepflastert, führte vom Eickeler Bruch durch Röhlinghausen nach Hüllen.

Ein sehr deutliches Bild der wirtschaftlichen Entwicklung (typisch für das gesamte Ruhrrevier) gibt die Verteilung des Grundbesitzes. Noch 1824 bestand das gesamte Gebiet des Amtes Wanne ausschließlich aus Ackerland, Wiesen und Waldungen. Merkmale gewerblichen Lebens waren nicht einmal andeutungsweise vorhanden. Aber schon 1875 besaßen die Zechen 45 Hektar, knapp fünf Prozent des Gemeindegebietes; 1891 waren es 10,7, zur Jahrhundertwende 19,3 und 1913 schließlich 75,6 Prozent.

Dieses nahezu unglaubliche Tempo industrieller Besitzergreifung entspricht die Entwicklung der Bevölkerungszahlen in Wanne. Knapp 5000 Einwohner hatten die beiden Gemeinden Bickern (mit Crange) und Röhlinghausen um 1875. In den folgenden 50 Jahren kamen 51 000 hinzu, also mehr als das Elfache. Oder in Prozenten: bis 1880 wuchs die Bevölkerungszahl um 26,8, bis 1885 um weitere 32,4, bis 1890 um 30,1, bis 1895 um 52,9, bis 1900 um 65,3, bis 1905 um 34,6, bis 1910 um 22,1, bis 1919 um 3,81 Prozent. Den weitaus stärksten Zustrom gab es zwischen 1895 und 1900. Besonders betroffen war davon die Gemeinde Bickern, sie hatte allein fast drei Viertel der Neubürger aufzunehmen.

Nebenbei zeichneten sich die Wanner Neubürger, kaum daß sie eine Wohnung hatten, durch einen frappierenden Familiensinn aus: der Geburtenüberschuß, den sie ihrer neuen Heimat bescherten, lag weit höher als in allen Großstädten des deutschen Reiches. In Bickern gab es 1900 rund 61 Geburten auf 1000 Einwohner, 1972 - das zum Vergleich - waren es in Wanne-Eickel 9,8 auf Tausend.

Da gerade wieder viel von Wahlen gesprochen wird, liegt die Frage nahe, wen denn die Wanner und Röhlinghausener vor rund 100 Jahren wählten. Bei den Reichstagswahlen 1877 (1500 Wahlberechtigte, 73 Prozent Beteiligung) schossen die Nationalliberalen den Vogel ab, mit zwei Drittel aller Stimmen, den Rest holte das Zentrum (von Sozialdemokraten war noch nicht die Rede). In den vier weiteren Reichstagswahlen bis 1887 verschob sich das Verhältnis leicht: die Nationalliberalen gingen auf 58 Prozent zurück, das Zentrum holte dementsprechend auf. Zunächst mit bescheidenen 5,5 Prozent, die sie aber von Wahl zu Wahl gehörig aufstockten, erschienen dann die Sozialdemokraten auf der Bildfläche. 1893 haben sie schon 16,3 und 1912 stattliche 31,4 Prozent (bei inzwischen 10 500 Wahlberechtigten und 88,5 Prozent Beteiligung). In dem Umfang, wie die „Sozis“ zunahmen, verloren die beiden anderen Parteien, und das umso mehr, als die Polenpartei inzwischen Fuß faßte. Sie holte in Wanne 1912 immerhin 20 Prozent aller Stimmen.

Auf den ersten Blick scheint der Vergleich zu hinken, doch bei näherer Betrachtung trifft er den Nagel auf den Kopf. Was der SCW und SVS auf fußballerischer Ebene vollbrachten, schaffte NWB auf dem Sektor des Steuer- und Wirtschaftsrechts. Bei allen verschiedenartigen Intentionen können die Unternehmungen, die unter der Flagge von drei Buchstaben schiffen, ein gemeinsames Verdienst für sich in Anspruch nehmen. Sie haben es verstanden, den Namen „Herne“ in allen deutschen Ländern bekannt zu machen. Der Unterschied: während die Bedeutung der beiden Fußballvereine für die Kohlenpott-Kommune auch dem Mann auf der Straße längst aufging, wurde der hohe Stellenwert des Herner Verlages bislang hauptsächlich von Fachkreisen richtig eingeordnet.

Ohne zu übertreiben: der Verlag Neue Wirtschafts-Briefe GmbH, der im April 1947 in Herne aus dem Ei kroch, braucht keine Konkurrenz zu fürchten. Seine Bedeutung auf dem Gebiet des Steuer- und Wirtschaftsrechts ist heute so groß, daß kaum ein Jurist, Steuerberater, Betriebs- oder Volkswirt an der Lektüre seiner Publikationen vorbeikommt.

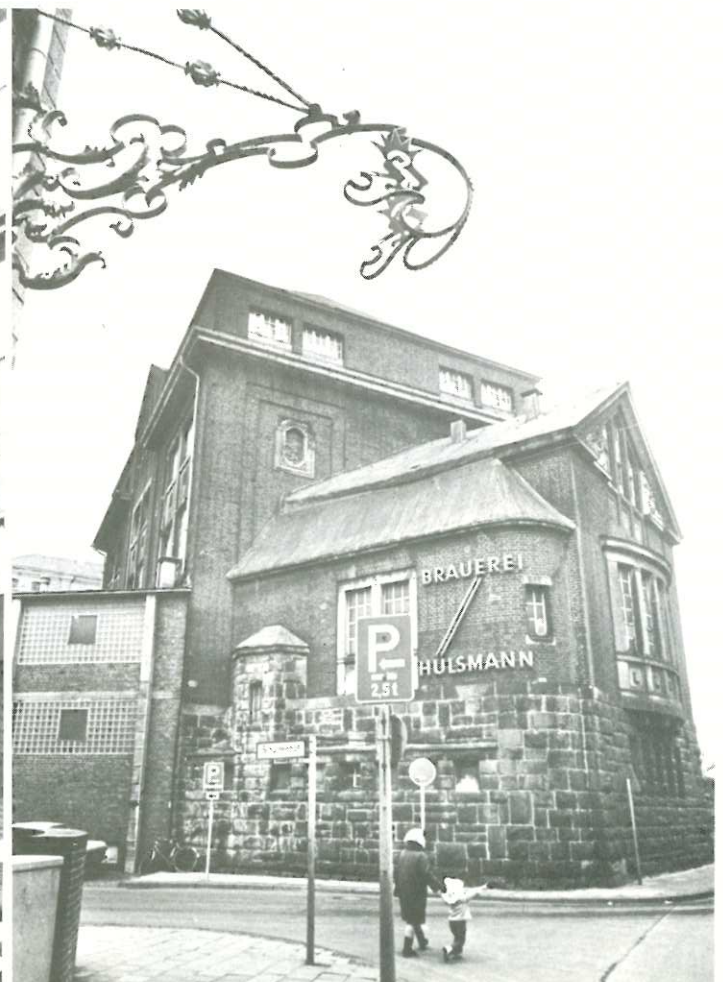
Aushängeschild des Verlages, der in den Anfangsjahren in einem Altbau an der Ecke Bahnhofstraße / Friedrichstraße residierte, sind nach wie vor die Neuen Wirtschafts-Briefe, die Woche für Woche über aktuelle Fragen des Steuer- und Wirtschaftsrechts berichten. Sie gaben dem Verlag nicht nur den Namen, sondern setzten auch neue Auflagemaßstäbe. Zur Zeit flattern die „Briefe“ 70 000 Abonnenten auf den Tisch - eine für eine Fachzeitschrift fast einmalige Bezieherzahl.

Die vier anderen Zeitschriften des Verlages, die „Buchhaltungs-Briefe“, „Internationale Wirtschafts-Briefe“, „Berliner Landes- und Steuerrecht“ sowie die „Betriebswirtschaftliche Forschung und Praxis“, erfreuen sich ebenfalls wachsender Abonnentenquoten. Daneben erscheinen Karteien zur Einkommens-, Körperschafts- und Vermögenssteuer. Sie werden von den Oberfinanzdirektionen Düsseldorf, Köln und Münster herausgegeben.

Auch das Buchprogramm des Herner Verlages kann sich sehen lassen. Es umfasst mittlerweile 800 Titel mit einer Gesamtauflage von rund 1,7 Millionen Exemplaren. Ein Dutzend Redakteure und 600 Autoren zeichnen für den Inhalt der Schriften. Kommentare und Broschüren verantwortlich. Das erste Buch erschien bereits 1948. Sein Titel: „Das Kirchensteuerrecht der Westzonen.“

# Beide leben von der „Wirtschaft“ Steuerrecht und Gerstensaft

NWB und Hülsmann - Es muß nicht immer Kohle sein





Träume

Herz



Mond

GEFÜHLE



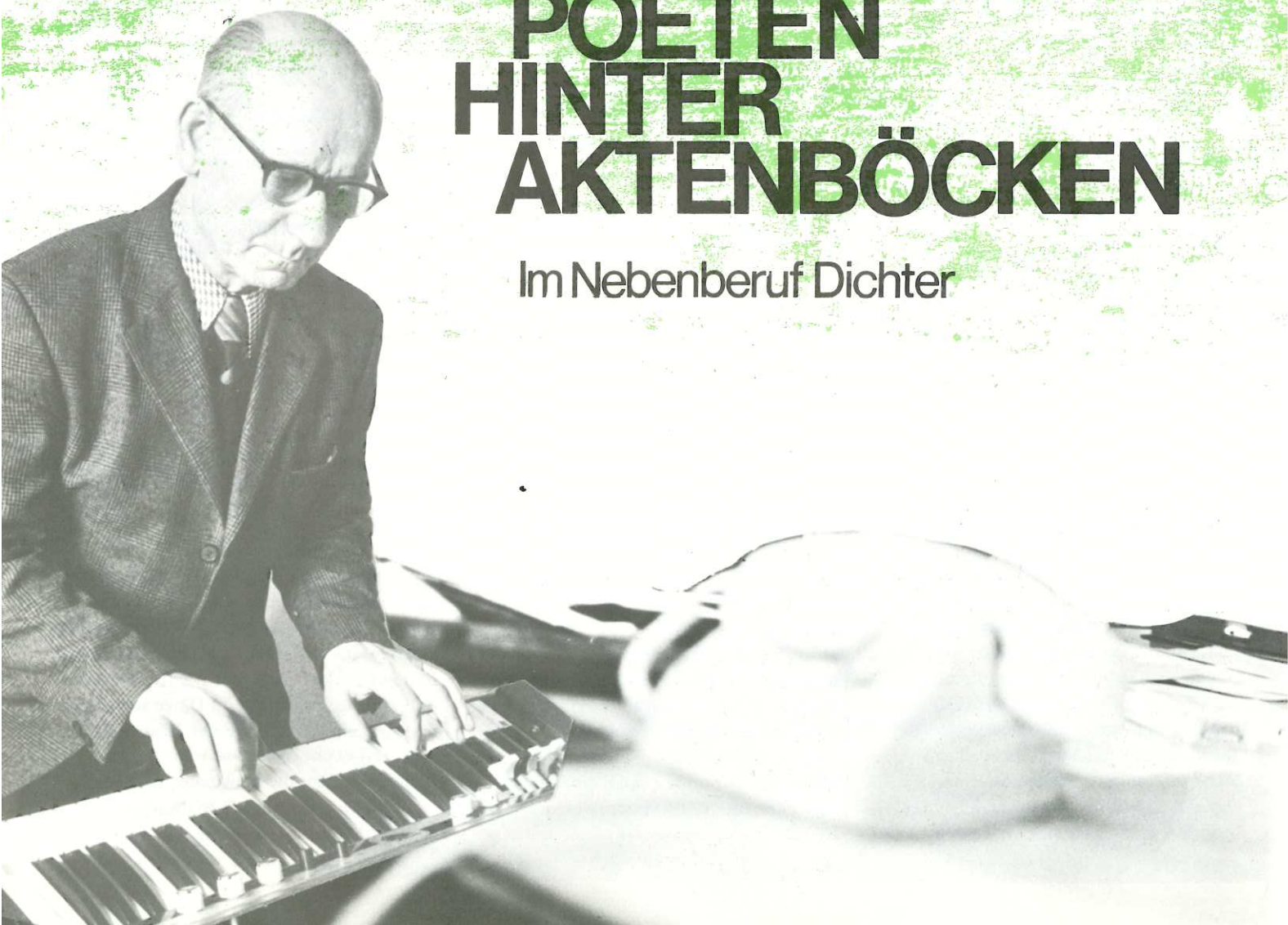
Lochkarte  
siehe

RUHM

TOD  
IL

POETEN  
HINTER  
AKTENBÖCKEN

Im Nebenberuf Dichter



„Da im City-Center“, sagt Peter Nüss,  
„da in der Zoohandlung, da hatten sie  
mal einen kleinen Nasenbär.“ Ein  
putziges Kerlchen war das und Peter  
Nüss, städtischer Angestellter im Vor-  
zimmer des Herner Stadtplaners  
brachte ihm Mehlwürmer, und der Bär  
fraß sie ihm aus der Hand und wurde  
sein Freund. Und eines Tages war sein  
Freund, der Bär, nicht mehr da, man  
hatte ihn verkauft. Da machte Peter  
Nüss ihm ein Gedicht:

... niemand vermag die Gedanken,  
die ihn bewegen  
zu lesen, wenn er bettelnd seine  
Pforten hebt.

Vielleicht ist es die Sehnsucht  
nach Freiheit,  
vielleicht das Verlangen  
nach einem Leckerbissen.  
Hinter Gittern lebt keiner gern,  
auch so ein kleiner Schlemmer nicht . .

Der wievielte Vers es im Leben des Peter  
Nüss war, weiß man nicht so genau, denn  
Nüss dichtet eigentlich immer. Es war  
bestimmt nicht sein schlechtestes, aber  
er selbst, da im 5. Stock des ehemaligen  
Bunkers, in dem nun das neue Herne  
geplant wird, hält sich da 'raus, und  
schüchtern fragt er seinen Gast: „Wie  
finden Sie's denn?“ „Na, gut“, sagt  
der Gast und das nicht nur aus Höf-  
lichkeit und wartet mit seiner Vers-  
Analyse, bis Peter Nüss einem eiligen  
Besucher - zum wievielten Male nun  
eigentlich schon in dieser Viertelstunde?  
beschieden hat: „Nein, Herr Leyh ist  
nicht da.“

Der Verse-Schmied, untersetzte Statur,  
wacher Blick, ist ein Routinier, was sein  
Hobby anlangt, aber Hobby bleibt es,  
und als nichts anderes mag er es gelten  
lassen. Mit 14 schon, er saß gerade auf  
der Bank der Berufsschule, fing es an.  
Unter der Schulbank, andere haben da  
ihre ersten Liebesbriefe geschrieben, bei  
Geographie oder Rechnen, reimte er,  
und es entstand „Abend“:

Die Sonne sendet ihre letzten  
Strahlen  
hinunter in den Weltenraum,  
und ihre letzten Strahlen fallen  
zu mir herab in dieser Erde  
düstern Raum.

Der Lehrer merkte es natürlich, aber  
er schaute weg. „Bei dem“, erinnert sich  
der füllige Leyh-Abschirmer, „hatte ich  
'ne dicke Nummer.“ Er war ein guter  
Schüler. Lehrer mögen das - damals zu-  
mindest mochten sie es.

Peter Nüss hat nie darauf geachtet, sich  
eine Linie zurechtzulegen, hat sich nie  
einer Grundstimmung hingegeben - wenn  
das Herz ihm voll war, floß es halt aus  
der Feder, gossen sich die Zeilen auf das  
Papier, und das Vers-Maß war ihm schnuppe;  
er hat Gedanken, und in Gedichten drückt  
er sie aus, eigentlich auch wiederum nur  
für sich; er hat nie versucht, sie verlegen  
zu lassen und selbst Kontakt zu Robert  
Grabski hat es bislang nicht gegeben - dabei  
wäre vielleicht doch einmal ein kleines  
Plätzchen im „Boot“ frei gewesen.  
Robert Grabski hätte nur wissen müssen,  
daß da einer mitfahren möchte.

Peter Nüss regt dies alles indes nicht auf:  
„Ich tu's doch nur für mich“. Seine Frau  
schweigt stille, und nur seine Tochter nimmt  
ab und zu Anteil, seine Tochter in Amster-  
dam, jener holländischen Weltstadt, deren  
Grachten geradezu zum dichten einladen

Ich seh' dein Bild.  
An schmalen Grachten  
stehn Häuser,  
darüber kreischend  
weiße Möven ihre Bahnen ziehn.

So ist das bei Peter Nüss: Er dichtet, wenn  
ihm nach dichten ist und dann legt er's  
bei Seite und läßt allenfalls Weihnachten  
mal die Familie an seiner Kunst teilhaben,  
wenn er ein eigenes Weihnachtsgedicht  
verliert. Auf drei Stück hat er 's bislang  
gebracht. Es ist ein Mann des Reviers und  
die Kohle hat auch sein Leben bestimmt:  
Jahrzehnte war er unter Tage. Und selbst-  
verständlich hat er auch dem Bergmann  
ein Gedicht gemacht:

Und siehst Du nach der schweren Schicht  
des Himmels Wölbung strahlen blau  
umspielt ein Lachen Dein Gesicht  
dann eilst Du heim, zu Kind und Frau.

So etwa konnten Bergleute durchaus schon  
mal denken, wenn sie „an des Tages Licht  
treten“. Warum also nicht? Robert Grabski,  
ein Profi im Vergleich zu Nüss ohne Zweifel,  
hatte es beklagt, daß „der Dichter sich von  
seinem Leser entfernt und Dinge schreibt,  
die niemand versteht.“ Peter Nüss versteht  
jeder. Ist er ein Naiver, so wie es naive  
Maler gibt, über die inzwischen niemand  
lacht, denn wer lacht schon über je-  
manden, der inzwischen in Galerien  
hängt, der seine Kunst verkaufen

kann - für „echtes Geld“, wie's im neu-deutschen Ruhrgebietsjargon heißen würde? Vielleicht ist Peter Nüss ein Naiver - das Versmaß jedenfalls war ihm stets egal, und er unterscheidet fein säuberlich zwischen einem Gedicht und „Lyrik“.

Lyrik ist für ihn sein „Abend“, das von der Schulbank.

Ein Gedicht ist für ihn dieses - zum Beispiel:

„Im Landtag sitzt der Weyer  
mit seinen Planstrategen  
weil nach der alten Leier  
(aus zwei mach' eins)  
zwei Städt' zusammenlegen.

Sein Plan, der wird nicht akzeptiert  
darob die Herner tief gerührt  
sie sammeln sich zu Haufen . . .

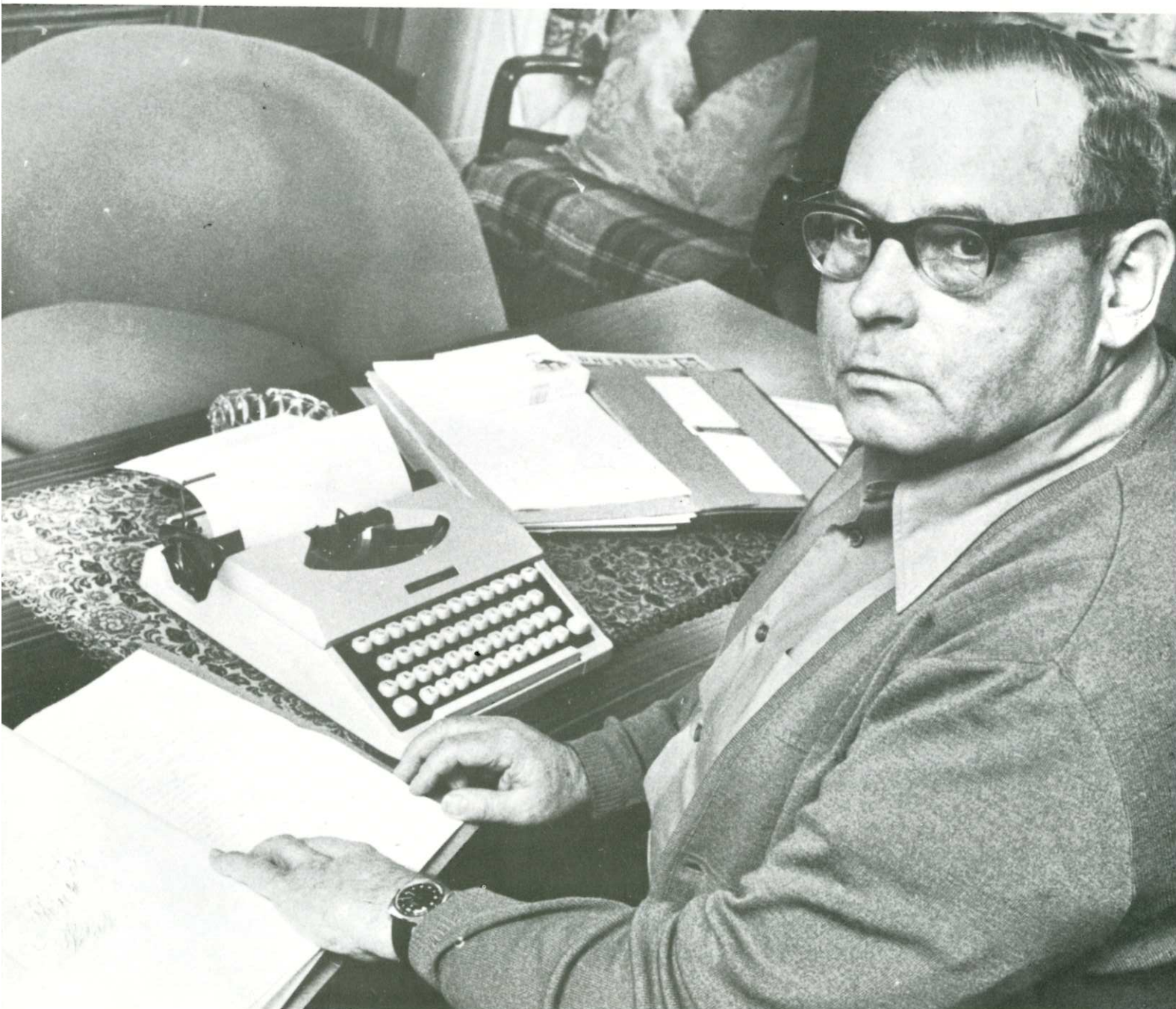
Der Schluß der Neugliederung in Nüss'scher Interpretation ist ohne Frage lesenswert - ob nun „Gedicht“ oder „Lyrik“:

Zu unserer aller Nutz' und Frommen  
harren wir der Dinge, die da kommen.  
Es wahre jeder sein Gesicht.  
Nur die, die's brauchen, tun es nicht.

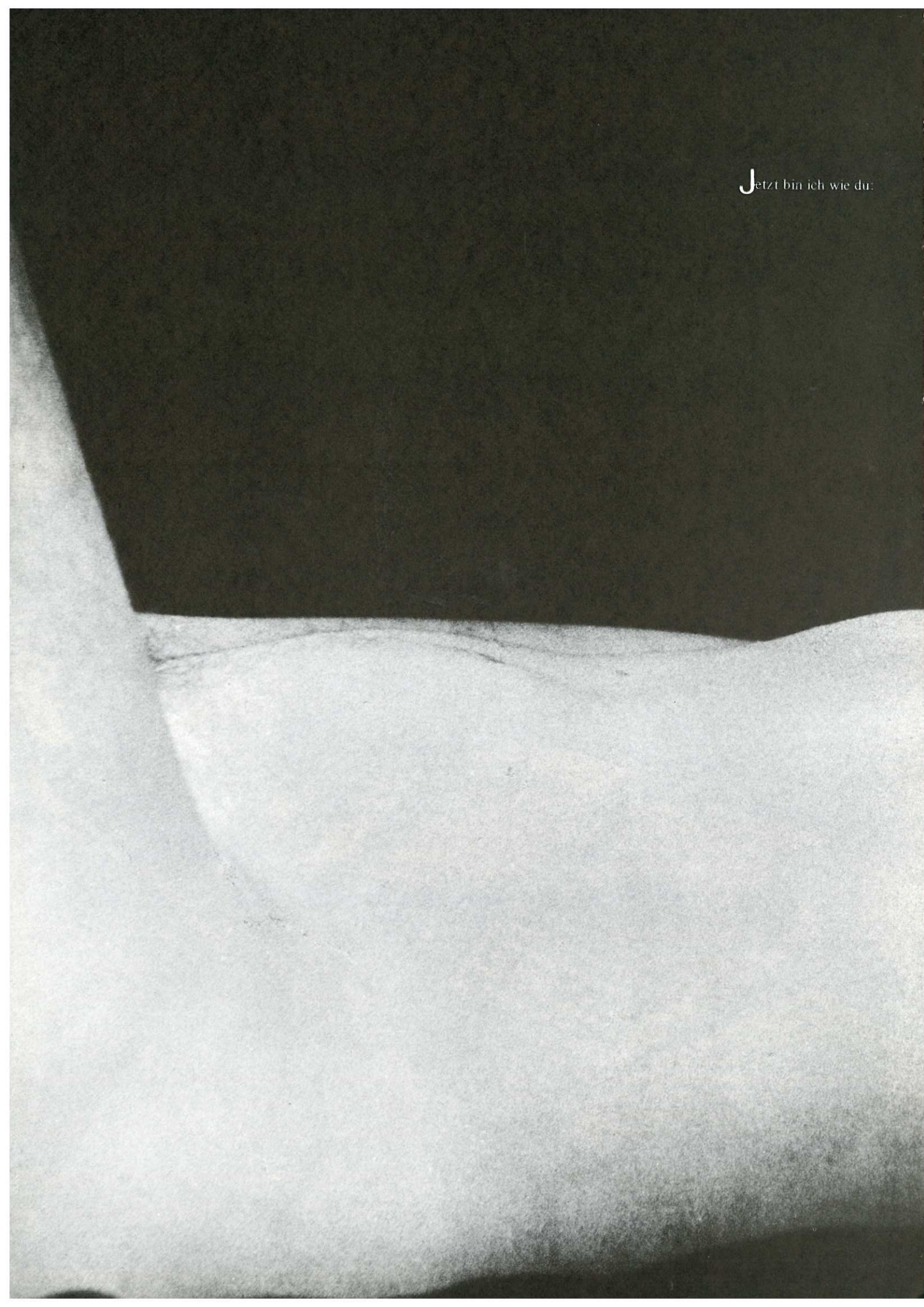
So wird die Gliederung allemal  
für manchen eine Seelenqual.

Sein Chef, der Stadtplaner Leyh („Nein, Herr Leyh ist nicht da. Ja, versuchen's doch nachmittags noch mal“) wird seinem dichtenden Vorzimmermann hier sicher Recht geben. „Genau erkannt, lieber Nüss“, würde er vielleicht sagen, oder so ähnlich.

Vielleicht ist Peter Nüss ein naiver Dichter - aus der Welt ist er deshalb noch lange nicht.



Jetzt bin ich wie du:



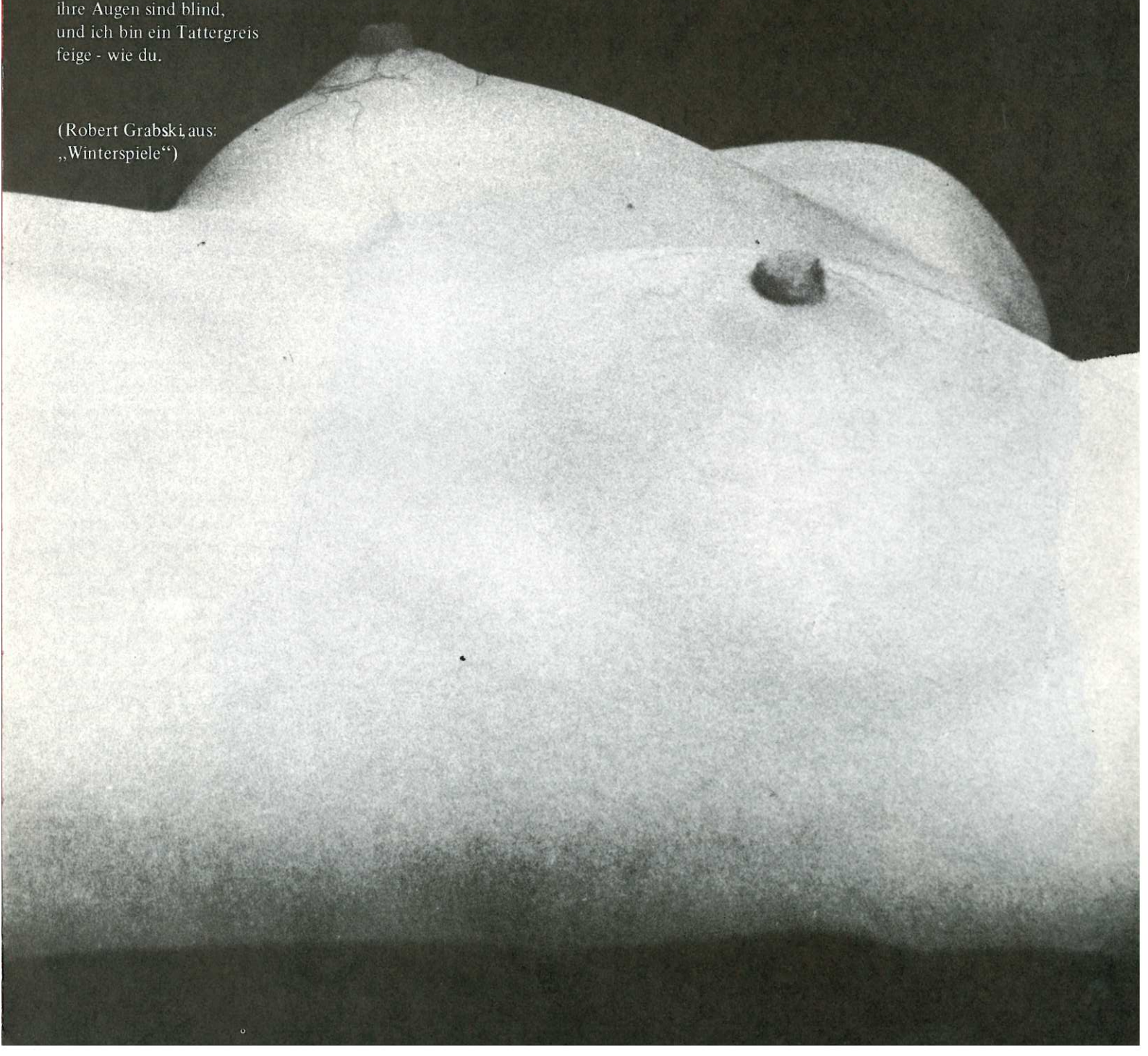


eingezwängte Angst zwischen  
Leitplanken sinnloser Unter-  
würfigkeit

Dabei müßte ich anders sein  
Ich müßte mich auflehnen  
gegen den allzu korrekten  
homo sapiens,  
der für alle Höhen und Tiefen  
der Menschen  
nur eine nüchterne Lochkarte  
stanzt

Ich müßte schreien - aber die  
Nachbarn haben keine Ohren,  
ihre Augen sind blind,  
und ich bin ein Tattergreis  
feige - wie du.

(Robert Grabski, aus:  
„Winterspiele“)



„Die Grundstimmung“, sagt der 61jährige Mann in seiner kleinen Hausmeisterwohnung, Dichterstube zugleich, im Baukauer Jugendheim, „die Grundstimmung ist bei mir eigentlich immer etwas melancholisch“; er sagt es, und seine Sprache ver-  
rät den Schlesier, den österreichischen Schlesier.

„Grabski, Robert“, ist in seine ganz persönliche Lochkarte eingestanz, und:  
„Birth-place: Matzdorf bei Bielitz. Und:

25 - 4 - 12. Fünf Ziffern, mehr hat ein Computer nicht übrig für die Geburt eines Robert Grabski. Und dann könnte da noch gestanzt sein, unter „Profession“: Hausmeister - oder: städtischer Angestellter, oder nur: Angestellter. Ein Fixpunkt im Herner Stellenplan. Und seine Neigung? Steht da nicht gelocht, ganz klein links unten auf der Karte: „Dichter“? Ach Gott, nein.

Lyrik - welcher Computer hätte schon Zeit für Lyrik? Die Erkenntnis der Ohnmacht vor einer kalten Maschinerie ist es

schließlich, die die Melancholie des kleinen Mannes, den wundersam verschlungene Lebenspfade aus dem österreichischen Schlesien ins bundesdeutsche Westfalen verschlagen haben, manchmal so ätzend, so schneidend scharf, so aggressiv werden läßt:

„Belanglos sind Zeichen dreister Meinungsforscher und Managerdevisen sie statuieren den Prozeß Werkzeug bleibst du.“



So liest sie sich in Robert Grabskis Gedichten diese ganz eigenartige, persönliche Ablehnung gegen eine Welt der Technokraten, die einfach nicht die Seine ist. „Welt-schmerz“ nennt er selbst dieses Unbehagen. Es ist ein Wort, das einem Dichter zusteht. In Rosa hört's sich so an: „Unsere Welt ist anders geworden. Kälter. Man betet nur noch das vermeintlich Perfekte an. Leute, die geistig gearbeitet haben, gelten nichts mehr. Erfolg wird nur noch an sichtbaren Dingen gemessen.“ Gedichtet hat er dazu einmal:

Das ist das grauenvolle an der Zeit,  
daß wir uns schämen  
ein Herz zu haben,  
unsere Gefühle verbergen  
und fadenscheinige Kulissen  
immer nur dort hinstellen,  
wo das falsche Theater spielt.

Hinter diesem Tand  
weint unser verratenes Herz,  
schreit die getretene Liebe  
nach Sinn und Verstand.

Geistig gearbeitet hat der Baukauer Hausmeister ein Leben lang: schon 1932, Grabski war gerade 20 Jahre alt, erschienen „Die ersten Verse“, so der Titel der inzwischen vergriffenen Broschüre; es folgen 1936 „Heimatklänge“ - ost-schlesische Mundartgedichte. Und wenn Robert Grabski sagt: „Das ist mein Lebenswerk“, dann ist dies immerhin noch etwas Greifbares - zwar nie in Heller und Pfennig aufgewogen, aber doch imponierend: Es stapeln sich dann Bücher, Hefte, Broschüren. Er hat wohl mehr Bücher geschrieben, mehr Broschüren herausgegeben, als so mancher Durchschnittsbürger sich je kaufen wird.

Ein Profi ist er vielleicht trotz dieser zahlreichen Veröffentlichungen - zum größten Teil im Selbstverlag herausgegeben - nicht, im Laienhaften hängengeblieben ist er allerdings auch nicht. Was er ist - im besten Sinne des Wortes - : Er ist ein Kulturschaffender, vielleicht nicht der lauteste (denn den Spruch „Klappern gehört zum Handwerk“ mag er nicht so sehr, da konnte er sich nicht überwinden) aber sicher einer der besten, die es hier in der Gegend je gab. Und dies vor allem, weil er geistiger Schöpfer und Herausgeber einer Broschüre ist, die ihresgleichen sucht in Deutschland: „Das Boot“, Blätter für Lyrik der Gegenwart. Dieses Heftchen, von Grabski noch bis vor einem Jahr Abend für Abend, manchmal Nacht für Nacht auf einem uralten Handdrucktiegel in mühsamer Kleinarbeit hergestellt, hat ein gutes Stück dazu beigetragen, daß man den Namen „Grabski“ in Kürschners

Literatur-Kalender findet. Insider wissen, was ein Platz im „Kürschner“ bedeutet: als Poet von seinesgleichen anerkannt. Und Poeten sind manchmal hart zu Poeten.

Grabski macht da gar keine Ausnahme: „Die Welt“, sagt er, „hat sich gewandelt.“ Und Bedauern schwingt mit in der Stimme, wenn er hinzufügt: „Und der junge Mensch hat kaum noch eine Beziehung zum Buch, zum Gedicht schon gar nicht.“ Als Hausmeister eines Jugendheimes kennt er seine Jugendliehen. Aber er beläßt es nicht beim Bedauern: Er nimmt auch seine eigene Zunft dazwischen: manch ein Dichter entfernt sich von seinen Lesern, weil er Dinge schreibt, mit denen niemand etwas anfangen kann.“ Nicht immer wird eben jener automatisch von jenen für klug gehalten, die ihn nicht verstehen können.

„Das Boot“, in dem er jungen Lyrikern eine Startchance gibt und an dem sein Herz so sehr hängt, hatte oft Schwierigkeiten flott zu bleiben und manchmal standen die Winde ungünstig, schließlich lag es sogar jahrelang vor Anker. Ein Hausmeister verdient halt nicht viel, und die „Boot“-Erlöse decken oft nicht einmal die Papierkosten; an eine Bezahlung seiner Arbeitskraft hatte der Mann ohnehin nie gedacht („Das kann mir sowieso keiner bezahlen“). Jetzt hilft das NRW-Kultusministerium ein wenig, indem es die Abnahme einer bestimmten Anzahl von Exemplaren zugesagt hat und OB Brauner griff auch in die Schatulle. Jedenfalls: das „Boot“ segelt wieder.

Es ist zwar sein liebstes, ihm auch das wichtigste, aber eben doch nur eines von vielen Grabski-Werken. Seine vielleicht bedeutensten sind in Italien erschienen, wohin die Wirren des Krieges ihn verschlagen hatten. Der mehrsprachige Robert Grabski - Deutsch, Italienisch und Polnisch - („und schlesisch“ fügt er lächelnd hinzu) blieb also etliche Jahre lang in Italien und gründete - na ja, was sonst - einen Verlag: „Golfo“-Verlag nannte er sich und sein „L' arco letterario“ hatte in Italien bald einen guten Ruf. Er machte Übersetzungen aus dem Deutschen und aus dem Polnischen, schrieb „Il senso amoro della vita“ - und kehrte schließlich 1952 wieder nach Deutschland zurück, nach Herne und hoffte, hier weiter arbeiten zu können. Wird Hausmeister („Man muß ja leben“). Und dichtet. Und sieht die Welt sich wandeln, und seine Melancholie, Erbgut seiner schweren schlesischen Jugend, wird beherrschendes Element seines geistigen Schaffens.

Dennoch ein erfülltes Leben? „Jein“, würde Robert Grabski darauf vielleicht antworten, wenn der Sprachästhet in ihm dieses Wort zuließe. Triumph und Enttäuschung sind eben nahe Verwandte. Er hat höchstes Lob geerntet für seine Kinderbücher („Familie Coco“), er hat aber auch fertige Buchvorlagen, die in der Schublade verstauben, weil niemand sie verlegen will. Oft genug rissen kühl kalkulierende Verlagsbuchhalter den romantischen Dichter aus seinen Träumen. So hatte beispielsweise auch sein Werk „Karl Brandt und 40 Jahre Herne Museum“ nie auch nur den Hauch einer Chance. Denn ein Krimi war's ja nicht; und Karl Brandts Leichen waren nie die besten - sie waren zu alt. Also auch keine Chance für Grabski.

Ein erfülltes Leben - sicherlich, nie Stillstand, immer rege, geistig beweglich, der Interessen sind es fast zuviele. Denn, wenn Grabski nicht dichtet, wenn er nicht schreibt, nicht an seinem uralten Handtiegel druckt, dann forscht er die Kleintierwelt seiner Heimat aus: Raupen, Käfer und Falter. Er fotografiert sie, katalogisiert sie. Könnte glatt ein Buch darüber schreiben, tut dies vielleicht auch einmal. Ob er einen Verleger findet? Er zweifelt daran. Und so fragt er Ende der 60er Jahre schon:

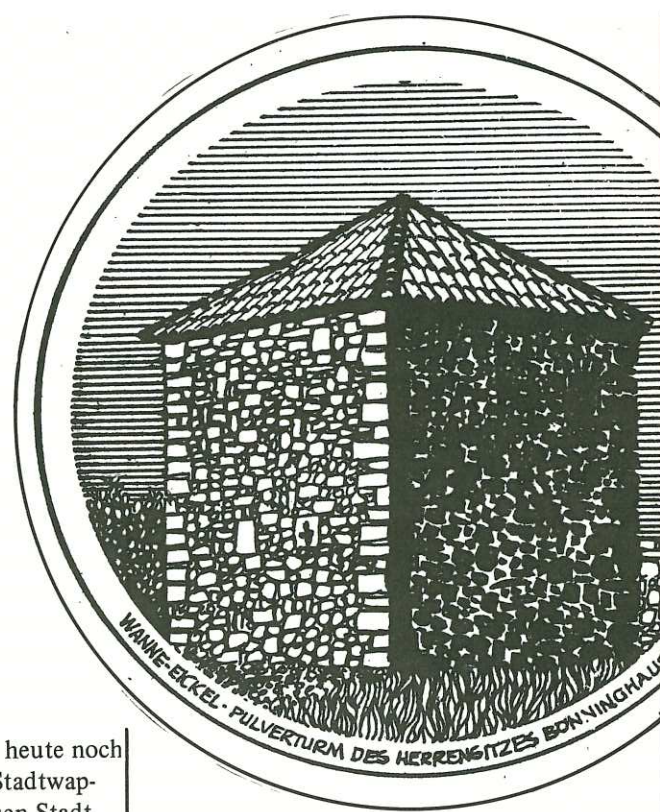
Man lebt  
und weiß oft selber nicht warum  
die Welt ist groß,  
der Himmel weit,  
und ohne Maß schwingt unsere Zeit.

Und auch dies:

„Hergott verzeih es mir!  
Aber ich kann manche Pharisäer  
einfach nicht mehr sehen.“

Er muß viele gesehen haben auf seinem beschwerlichen Weg von Matzdorf in Schlesien nach Herne-Baukau. Und so ist eben beim Dichter Robert Grabski alles etwas melancholisch und manchmal auch etwas bitter. Der Philosoph im Hausmeister macht sich keine Illusionen:

... aber die Nachbarn haben keine  
Ohren,  
ihre Augen sind blind . . .



Steigende Produktions- und Abonnentenzahlen ließen schon bald den personellen und räumlichen Verlagskörper anwachsen. Nach dem Umzug in ein ehemaliges Fabrikgebäude Anfang der fünfziger Jahre zog das Unternehmen 1964 in den modernen Neubau an der Ecke Friedrichstraße/Baumstraße um. Inzwischen kletterte die Geschoszahl von vier auf sechs, die Quote der Mitarbeiter auf 170.

Weitere Belege des wirtschaftlichen Aufschwungs: 1964 wurde der Friedrich Kiehl Verlag, der in Ludwigshafen sitzt, dem Herner Verlag angeschlossen. 1972 folgte die Deutsche Rechtsprechung Verlag GmbH und Co., Hannover. Kurzum: der Verlag Neue Wirtschafts-Briefe GmbH hat sich von Jahr zu Jahr gemauert und nimmt heute eine führende Position in der Bundesrepublik ein.

Wie drückten sich doch die Gründer F.W. Schlenkhoff (+) und Dr. K. Peter aus, als sie am 14. April 1947 den Zweck des Verlages vertraglich definierten: „Gegenstand des Unternehmens ist die Herausgabe eines Lieferungswerkes ‚Neue Wirtschafts-Briefe‘ sowie von Fachliteratur auf dem Gebiet der Steuer-, Wirtschafts- und sonstigen Rechtswesens, der Druck und Vertrieb derartiger Werke und der Betrieb aller Handelsgeschäfte ähnlicher Art.“ Die Folgezeit bewies, daß die beiden Verlagsgründer damals nicht über das Ziel hinausschossen.

Richard Loesch

**D**as Zeichen derer von Eickel - heute noch Bestandteil des Wanne-Eickeler Stadtwappens - soll aus dem Siegel der neuen Stadt Herne verschwinden. Allerdings wird es auch weiterhin in noch höherer Auflage verbreitet werden, als eine rege Bürokratie es per Stempel zu vervielfältigen vermag: Mit dem „Eickel Pils“, dem beliebtesten Produkt der Brauerei Hülsmann, geht es täglich auf Reisen.

Die Wanne-Eickeler Brauerei Hülsmann dürfte der älteste Gewerbebetrieb der Stadt Wanne-Eickel sein. Denn die Familie Markmann, deren Tradition 1852 durch Heirat auf die Familie Hülsmann überging, hatte wohl schon lange vor 1692 Bier gebraut, als ihr das Braurecht durch eine (bekannte) Urkunde verliehen wurde.

Andere Urkunden reichen weiter in die Vergangenheit: Ein Verzeichnis aus dem Jahre 1528 benennt in „Eickelburschop“ Gerlach Markmann mit „hefft 7 scepel“. Und vielleicht war bereits das Bier aus Eickel an dem schrecklichen Geschehen beteiligt, das die Chronik unter dem 22. Juli 1634 festhielt. An diesem Tage durchschwärmten Kaiserliche Kriegsvölker der Liga Eickel, frönten der Trunksucht und sonstigen Untaten. Münzenfunde in Kellern, die typischen Brauereizwecken dienten, lassen darauf schließen, daß die Kriegsmänner der Liga hier gehaust hatten.

Doch von größerer Bedeutung war die Brauerei damals nicht. Die Kunst des Brauens war hierzulande noch kein Alleinhandwerk. Das besagt der Umstand, daß Markmann nebenbei auch als „Bötticher und Wirth“ geführt wird. Trotzdem: Am 31. August 1789 vergrößerte Johann Heinrich Markmann seinen Braubetrieb

und erwarb dafür vom Freiherrn von Büngelen Braugerät: eine Bütte, eine alte Goße und einen Hopfenkorb führt die Quittung auf.

Doch genug der alten Geschichte(n). Anfang dieses Jahrhunderts erhielt die Brauerei gewaltige brautechnische Anlagen und erhöhte ihre Leistungsfähigkeit auf 100.000 Hektoliter pro Jahr. Der schwerste Einbruch in die Entwicklung: Im Zweiten Weltkrieg brachten 65 Sprengbomben den Betrieb zum Erliegen.

Erst 1948/49 konnte in Eickel wieder gebraut werden. Die alte Brauerei nahm alle Chancen zur Modernisierung wahr. Heute ist Elektronik mit im Spiel. Von einer Warte aus werden die Vorgänge im Betrieb abgelesen und gesteuert; ein Computer schaltet sich in die Produktionsüberwachung ein. Täglich führt man mit seiner Hilfe zeitnahe Kontrollen bei Herstellung und Reife des Bieres durch. Bei Vorgängen, die eine Spanne von drei Monaten erfordern . . .

Nicht mehr viel ist von alten Brauer- und Küferwerkzeugen im heutigen Betrieb zu finden. Die Holzfässer wurden 1963 gegen „pflegeleichte“ Aluminiumbehälter ausgewechselt. Damals gab's noch keine Nostalgiewelle. „Wir hatten unsere liebe Not, die Holzfässer loszuwerden“, berichtet Direktor Hermann Müller. Heute kann er sich vor Anfragen nach solchen Ausstattungsgegenständen für Hausbars oder Gaststätten nicht retten. „Selbst den besten Freunden kann ich nicht helfen. Die Holzfässer, die uns blieben, reichen gerade

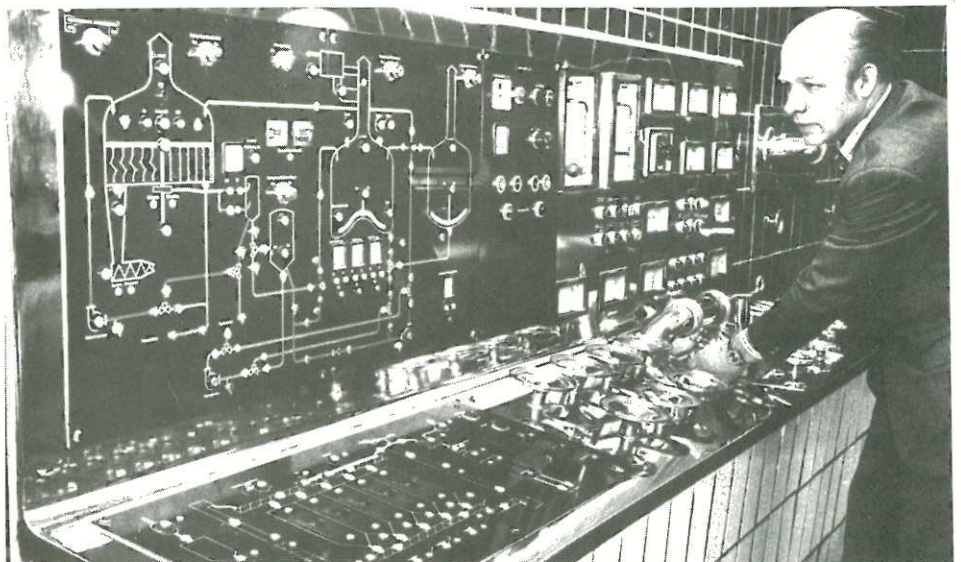


noch aus, den Brauereiwagen für den Festzug der Cranger Kirmes zu beladen.“ Und die Pferde für den Wagen sind längst nicht mehr Brauereieigentum. Die Pferde werden für diesen Wanne-Eickeler Festtag geliehen. Längst vorbei sind die Zeiten, in denen auf der Brauereiwiese zwischen Schultenhof und Königstraße an die 60 Pferde grasten. Die letzten starben im Bombenkrieg.

Modern ist der Betrieb heute aber nicht nur in der technischen Ausstattung, sondern auch in sozialer Hinsicht. Das Familienunternehmen, das sich ohne Entlassungen „gesundschumpfte“, verfügt über eine Stiftung der Unternehmerin Maria Ursula Hülsmann (75), durch deren Mittel die Altersversorgung der ehemaligen „Hülsmäner“ aufgestockt wird.

Im Vorjahr folgte ein weiterer Schritt: Die Gesamtbelegschaft (56 Kräfte) wurde zu 5 v. H. am Gewinn beteiligt. Sechs Mitarbeiter wurden anteilmäßig zu Mitgesellschaftern erklärt. Nicht nur deshalb spricht man in Eickel von „unserer Brauerei“..

Erstaunlich bleibt, wie sich das Unternehmen in der Konkurrenz der Großen im Biergeschäft hielt. Wesentliche Grundlagen des Absatzes sind 124 Wirtschaften im Eigenbesitz oder in Eigenpachtung. Bewußt hat Hülsmann es vermieden, auf den ruinösen Wettbewerb im Bereich des Flaschenbieres einzugehen. Zu 62 v. H. wird noch Faßbier ausgestoßen.



Das Programm umfaßt Pils (75 v. H. des Ausstoßes), Export- und Malzbier. Und zur entsprechenden Saison gibt's auch Bockbier. Dann wird die Schwankhalle zum fröhlichen Treffpunkt der Bevölkerung. Mit Ausstellungen, mit Bier- und Würstchenständen. Dann kann es auch sein, daß ein Stimmungsorchester wie Hazy Osterwald oder biedere Männerchöre die Akustik der Halle prüfen. Um wißbegierige Frager gleich aufzuklären: Die Schwankhalle hat normalerweise nichts mit lustigen Schwänken, sondern mit harter Arbeit zu tun. Sie ist benannt nach dem Schwenken der Fässer im Reinigungsvorgang. Doch das fordert nicht mehr soviel Raum wie früher.

*Die Sudwarte ermöglicht durch eine symbolische Darstellung aller Vorgänge Überwachung und Steuerung der komplizierten Sud- und Brauvorgänge.*

Darum läßt sich die Halle auch zweckentfremdet nutzen. Einmal war sie Konstruktionsstätte für die größte Torte der Welt, die der Eickeler Konditormeister Werner Messner dort auf einem Tieflader hochstapelte. Übrigens für die Eröffnung eines Kaufhauses in Herne . . .

Wolfgang Verstege

# Und is sich Kamrad fleißig...

## ..von Kumpeln und Kaufleuten im Ruhr-Revier

*Geschichte im Ruhrrevier - das ist zugleich auch immer Sozialgeschichte; Kohle hat mit Kumpel und Kommune, Zeche mit Ziege, Krakowiak mit Knappschaft zu tun. Darüber wird allzuoft vergessen, daß mit der Technologie der Senkrechtschächte nicht nur der Kumpel ins Revier kam, sondern mit ihm auch Gewerbe und Handel neuen Stils. Viele der Namen, die damals frisch und hoffnungsfroh von neuen Firmenschildern herunter um den Schichtlohn warben, sind wieder verschwunden - wie die Zechen auch. Andere haben sich dem veränderten Bedarf anpassen können und feiern ihre Jubiläen; meist in diesen Jahren 75jährige.*

*In Herne war es vor kurzem die Möbelfamilie Heiland. Wie üblich und angemessen, erinnerten sich ältere Mitarbeiter an den Gründer, die Erben an die Geschäftsentwicklung, und betagte Kunden an ihre erste Küche, die sie auch schon bei derselben Firma gekauft hatten.*

*Einer der Jubiläumsgäste, Kurt Schmiedeknecht, seines Zeichens Präsident des deutschen Möbelfachverbandes, tat einen Schritt mehr in seiner Laudatio auf das inzwischen ehrwürdige Einzelhandelsunternehmen. Er beschrieb die strukturelle Entwicklung der Stadt und der Region, um die Entwicklungsgeschichte des Hauses zu kennzeichnen. Und weil er das sehr geistreich und (als alter Bochumer) sehr kenntnisreich formulierte, drucken wir seinen Vortrag, nur leicht gekürzt, im folgenden ab:*

Da ist zunächst Herne - der Ort, an dem Vater Heiland 1899 begann. Zuerst wurde die Stadt bekannt, als die Köln-Mindener-Eisenbahnstrecke aus Geländegründen durch das Emschertal nördlich an Bochum vorbei gebaut wurde und der Bahnhof den - beinahe prophetischen - Doppelnamen Bochum-Herne erhielt.

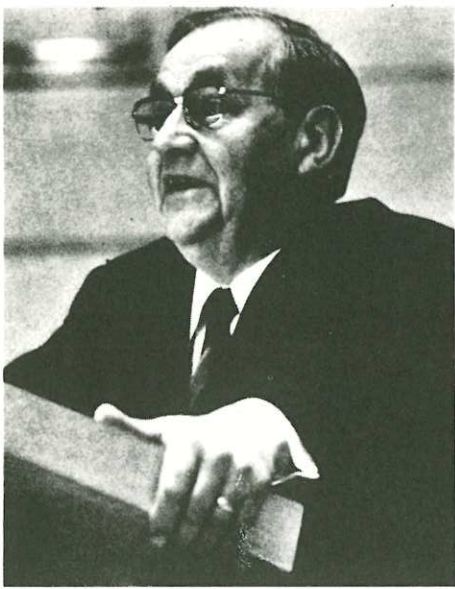
Als aber das landwirtschaftlich orientierte Gebiet aus seinen jahreszeitlich bedingten Träumen durch die Kohlefunde gerissen wurde, die hier im Tiefbau mit Flözen von 2,50 Stärke (Dickebank) abgebaut werden konnten, begann im Sinne des Wortes eine neue Zeit - neu in jeder Hinsicht: Von den 1.000 Einwohnern des Jahres 1850 auf die 25.911 des Jahres 1899 - das war er erste Schritt - der weitere bis auf die 105.000 der Jetztzeit vollzog sich ganz selbstverständlich. Das Rennen um die schwarzen Diamanten setzte ein und mit ihm eine Zeit der Bevölkerungsbildung, die sich in keinem Teil Deutschlands so spontan - so ohne jedes geschichtliche Vorzeichen, so ohne jede behördliche Lenkung vollzog, wie im Revier!

Heute - 1974 - gibt es neue Rennen um Energien, die die gute alte Erde immer noch im Übermaß spendet - nur ein Unterschied gegen den Kohlebergbau und seine wirtschaftliche Bedeutung muß herausgestellt werden: Für die Gewinnung von Kohle brauchte man Arbeitskräfte - Friedrich der Große förderte 1899 im März 40.500 Tonnen Kohle bei einer Schichtleistung von rund einer Tonne pro Mann! Also, Menschen zog das Revier an - aus

dem Osten, aus dem Südosten strömten sie ins Emscherbecken. Und möglich machten das - genau wie heute - Fremdkapitalien aus England (Hibernia), aus der Schweiz (Mont-Cenis), aus Ostelbien. Vielleicht liegt hier, in der internationalen Verflechtung, auch ein Grund dafür, daß Herne später einmal ‚DIE GOLDENE STADT‘ hieß.

Mit den Tausenden und Abertausenden, die im Revier gebraucht wurden, war das so eine Geschichte. Städtebaulich kein Konzept - da behelfen sich die Berggesellschaften durch den Bau von Kolonien. Kein geringerer als Heinrich von Treitschke sagte damals: Die eingewanderten Desperados sind darauf gefaßt, sich mit jeder Art von Quartier abzufinden! Es verwundert darum gar nicht, daß für das erste Halbjahr 1899 gleich zwei Kolonie-Großbauvorhaben verzeichnet sind. In Holsterhausen für die Harpener-Bergbau AG - in Sodingen für Mont-Cenis. Immerhin fanden dort wieder 1.000 Personen ein Unterkommen - zugleich sogar mit der selbstverständlichen Stallung und dem halben Sechziger so etwas wie Freizeitausgleich.

Aber was waren das für Wohnungen - wie wurden diese eingerichtet - wie die Einrichtung finanziert! Da stand der Kumpel - Import aus Schlesien, aus Polen, aus Westpreußen, aus Italien - mit Großfamilie, aber ohne jedes Einrichtungsstück. Das Revier formte sie alle: Über das Gedinge den fleißigen Arbeiter; den zuverlässigen, in Kameradschaft bis zum Tod denkenden; den Mann, der für seinen Kumpel stand



**Kurt Schmiedeknecht**

oder fiel; den Menschen, auf dessen Wort man sich verlassen konnte, wie auf seinen Gruß ‚Glückauf‘; und der Tag für Tag einfuhr, allen Gefahren trotzend.

Hier allein liegt die Erklärung für die Lösung des Problems ‚Einrichten ohne Geld‘. Der sorgfältig wägende und wägende Kaufmann der ersten Stunden kreditierte - weil der Kumpel vertrauenswürdig war - jede Summe, und das bei einem Schichtlohn, der von 3,30 Mark im Jahre 1892 auf 4,12 um die Jahrhundertwende gestiegen war!

Ganz groß im Kurs stand damals der Krakowiak: Und is sich Kamrad fleißig - verdient sich dreimakdreißig! Das wurden dann bei 25 bis 26 möglichen Schichten genau 100 bis 110 Mark. Und dafür arbeitete der Kumpel im Schweiß seines Angesichtes und erfüllte jede eingegangene Verpflichtung. Es hat in späteren Jahren - 1914 stand der Schichtlohn bei acht Mark für den Hauer - nie einen besseren Zahler gegeben als den Bergmann - der nur noch gegen Bar kaufte!

Und ebenso zuverlässig, wie der Kumpel seiner Arbeit und seiner Verpflichtung gegenüber war, ebenso hart wachte er darüber, daß seine soziale Stellung erhalten blieb. 1899 streikten zunächst die englischen Bergarbeiter, dann aber die Kumpel der Herner Zechen Julia, von der Heydt, Friedrich der Große, Montcenis, Constantin III/IV, Hibernia. Und warum? Weil die Beiträge zur Knappschaft von monatlich 1,50 Mark auf monatlich 3,30 - oder fast einen Schichtlohn erhöht wurden. Und da wundert man sich heute, daß Fusiliere und Ulanen, neben den Gendarmen, mit der blanken Waffe auf die Unwilligen aus sozialer Not eingesetzt wurden und schossen.

Herne war an die große Welt über die erste Ost-West-Eisenbahnstrecke angebunden; Herne hatte das erste Teilstück des Dortmunder Emskanals benutzen können (schon 1896), während Wilhelm II. den Kanal selbst im Juli 1899 von Herne bis nach Emden einweihte; Herne stampfte Wohnblocks aus dem Boden, wie das außerhalb des Reviers nur in Berlin der Fall war. Und das Haus Heiland erlebte, wie ganz allmählich das vor dem Bochumer Stadtgebiet liegende Firmengelände in die Großstadt Herne einbezogen wurde.

Ein Blick noch auf die Handelsgüter der ersten Zeit - dem Herd widmete Vater Heiland ebenso Aufmerksamkeit, wie der Fünfsitzer-Holzbank für die Küche, dem Küchentisch, dem Eckmantelstock, der Wasserbank und dem Zweischläferbett. In einer Bilanz mit Warenbestandsaufnahme von 1899 und ‚mit Gott‘: Vertikows zu 80,- Mark, Sofas (Hirsch) 50,- Mark, Anrichten m. 5 Kästen 32,- Mark, Kleiderschränke 90,- Mark, Bettstellen 25,- Mark, Bretterstühle 2,- Mark, Herd 80,- Mark.

So also die firmengeschichtliche Grundlage. Schwarze Diamanten und der Kumpel - Energiepolitik und Industrialisierung! Und mit der Ausweitung der Industrie - der Verbreiterung der Grundlagen - wuchsen auch die Aufgaben, die an das Möbelhaus herangetragen wurden.

Es ist sicherlich kein Zufall, daß heute die Firma in den Ballungsgebieten des Reviers Filialen unterhält. Die Bedarfsdeckung und die Bedarfsweckung gehen Hand in Hand. Unternehmen, die sich der Aufgabe unterzogen, Wohnungen einzurichten, taten dieses als selbstverständlichste Handlung der Kaufmannschaft. Taten dieses, obwohl eine Grundlage von staatswegen weder finanziell (Beispiel Wohnungsbau und Finanzierung) noch kulturell dafür geboten wurde. Verbesserung der sanitären Anlagen bedeutet ja noch keine Wohnkultur.

Man muß einmal darüber sprechen, Wohnkultur gehört schließlich zum Stil, zum Ausdruck eines ganzen Kulturkreises. Der Begriff des Stils als Maßstab kultureller Entwicklungen einzelner Zeitabschnitte kommt aus der Architektur; Dichtung, Malerei, Musik gliedern sich ein, kurzum: der Lebensstil.

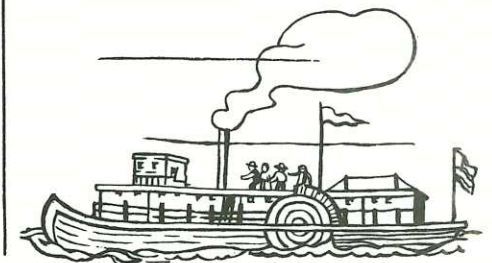
Und alles, was damit zusammenhängt, beginnt, entwickelt sich und endet in den Räumen, die zum Leben gebraucht werden, wie das frische Wasser, wie das

tägliche Brot - eben in der Wohnung, für die in Vergangenheit und Gegenwart allein der Möbelkaufmann sich einsetzt: mit dem Gefühl für den Lebensstil, mit dem Kapital, das erforderlich ist ohne Staatshilfen, allein seines Namens willen und allen merkantilen Bestrebungen trotzend! Und seinen Lebensstil - in allem - hatte der Kumpel hier entwickelt.

Darum hat der Möbelkaufmann des Reviers das Streben des Kumpels nach seinem Lebensstil wahrhaft königlich gefördert. Zu jeder Zeit! Manchmal werden diese Dinge vergessen - wenn nicht plötzlich in einem hart abseits liegenden Gebiet die Scheiche und Erdgasnibelungen am Kränchen der späten Energien gedreht hätten. Dem Lebensstil des Kumpels mit dem ‚einer für alle - alle für einen‘ aus gemeinschaftlicher Sorge heraus hätte man keinen Gedanken mehr geweiht. Und doch liegen hier die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft aller Tätigen begründet.

Mobilität - ja! Sie begann mit der Eisenbahn und mit dem Kumpel und mit dem Automobil - wobei nicht unerwähnt bleiben darf, daß das erste Automobilrennen international von Paris nach Rouen von Daimler gewonnen wurde und seither in tausendfacher Weise Menschen forderte. Das tat auch der Bergbau, aber konzentriert nur bruchteilweise, weil der Gruß GLÜCK AUF Beginn und Ende jeder Tätigkeit bedeutete - genauso wie ein Hauptbuch als erste Eintragung hatte MIT GOTT!

Ein Jubelfest in Herne - ich wünsche dem Hause für die kommenden Jahrzehnte der Firmengeschichte immer nur Männer, die das Firmenschiff auf dem richtigen Kurs halten, so wie das am 1. März 1899 der Kapitän des Dampfers ‚Lippe‘ schaffte, der eine Gesellschaft von Reichstagsabgeordneten von der Anlegestelle in Herne über die Schleuse - Schleusenzeit 7 Minuten - nach Dortmund fuhr!



# Geheilt entlassen!

*Um 16.42 Uhr am 8. Mai 1974 fiel die Entscheidung. In dritter Lesung beschloß der Landtag zu Düsseldorf, Herne und Wanne-Eickel zu einer neuen kreisfreien Stadt mit dem Namen Herne zusammenzulegen. Restlos geklärt sind damit die Pro-*

*bleme der Emscherstädte nicht. Erst eine weitergehende kommunale Zusammenarbeit zum Beispiel mit Herne, Recklinghausen und Castrop-Rauxel wird langfristig klären können, was links und rechts der Emscher an Struktur - und Entwicklungsfragen un-*

*geklärt ist. Immerhin - die akute Krise, deretwegen „Unsere Stadt“ die Patientin Wanne-Eickel symbolisch ins Krankenhaus verlegt hat, ist abgeheilt, das Fieber der Aktion Bürgerwille abgeklungen, Vorläufige Schlußbemerkung in der Krankennakte: geheilt entlassen.*

